



Dr. 4.

XV. Jahrgang, I. Band.

1896-97.

Platen.

„Platen, einer der gedankentiefsten Dichter der gesammten deutschen Literatur, Platen, dessen Rufen von der brennendsten Sehnsucht für die Freiheit seines Volkes schlug, Platen, dessen Seele ein Gluthgedanke war, von der intensivsten Leidenschaft für alle Interessen unserer Kulturentwicklung berauscht, Platen, der ein moderner Tyrtaos mit einer so vor wie nach ihm unerreichten Kraft, in unserem Kulturkampf den Reigen der Dichter beginnt, welche in den großen und realen geistig-politischen Interessen der Völker das begeisterte Prinzip ihrer Lyrik erblicken“ — mit diesen Worten hat Ferdinand Lassalle einmal seinen Lieblingsdichter geschildert, den Dichter, dessen hundertjähriger Geburtstag am 24. Oktober d. J. gefeiert oder auch nicht gefeiert werden wird.

Was Platen selbst als das höchste Loos des Dichters pries:

Er weiß, daß nach Aeonen noch, was sein Gemüth erschrebet,
Im Mund verliebter Jünglinge, geliebter Mädchen lebet,

das ist ihm nicht zugefallen und wird ihm auch nicht mehr zufallen. Die bürgerliche Literaturgeschichte hat ihn in ihren Katakomben beigelegt, und das Proletariat kennt diesen Dichter nicht, der niemals etwas vom Proletariat gewußt hat. Er starb im Jahre 1835, in demselben Jahre, das die erste deutsche Eisenbahn sah, zur Zeit, als Deutschland eben in den Strom des großen Weltverkehrs zu treiben begann, in dem der Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat überhaupt erst erwachte. Platen gehört ganz den Tagen jener tiefsten Erniedrigung Deutschlands an, von denen sich selbst noch die Zeiten der Franzosenherrschaft abhoben, jenen Tagen, wo nicht mehr der Löwe raubte, sondern die Schakale, die einheimischen Fürsten, Junker und Pfaffen, am Gebein des Volkes fraßen, und das „Volk“ selbst, soweit es reden konnte, ein elender Spießbürger war, der nicht einmal mehr das große Erbe der klassischen Literatur zu hüten verstand. Platen selbst hat dies Deutschland in dem plastischen Bilde geschildert:

Dem zu Haus ist dort die Philisternatur
Und die dumpfige Stubengelehrtheit,
Die düster und stier, mit der Pfeif' im Mund,
Ein verbrießliches Maul zieht.

Wie in der Politik, wie in der Rechts- und Staatswissenschaft, so herrschte auch in der Literatur eine verlebte Romantik. Das Theater, das in den

Emancipationskämpfen des Bürgerthums eine so bedeutsame Rolle spielt, war der lächerlichsten Nichtigkeit verfallen, jämmerlichen Schicksalspoeten oder schnellfertigen Fabrikanten, die ihre seichten Sambaen nach der Elle maßen. Vom Jupitertopf des alten Goethe sah die Zeit kaum noch mehr als den Pöppel, den er niemals losgeworden ist. Erst um die Mitte der zwanziger Jahre meldeten sich einzelne Vorboten einer besseren Zeit, und sie alle mußten knietief durch den Sumpf der Romantik waten, ehe sie auf festen Boden gelangten. Es war die Julisonne von Paris, die diesen Sumpf auszutrocknen begann. Die Julirevolution macht Epoche im Leben Platen's, Heines, Börnes.

Am schwersten hatte Platen mit dem Jammer der deutschen Zustände zu ringen. Er stammte aus einem verarmten Nebenweige einer höflichen Junkerfamilie, die in der Geschichte des deutschen Landesfürstenthums eine unrühmliche Rolle gespielt hat. Seine Bildung und Erziehung verdankte er einem bayerischen Kadettenhause, und sein Lebttag war er auf die Gunst der bayerischen Könige angewiesen. Waren Börne und Heine durch Abstammung, Erziehung, Umgebung von vornherein auf die Opposition verwiesen, so war Platen umgekehrt mit den stärksten Banden an die herrschenden Klassen gefesselt. Er war auf sich, und auf sich allein angewiesen, um sich zu frei-menschlicher Begeisterung durchzuringen, und so hat er immer hoch gedacht, immer stolz gesprochen von dem Genius, der ihn besetzte.

Dennoch ist er fast ein Jahrzehnt in romantischen Banden befangen gewesen. Nach der Art der Romantiker naschte er in allen möglichen Literaturen umher: nur mit dem Unterschiebe, daß seine ernste Natur es immer ernst nahm mit allem, was sie trieb. Seine orientalische Lyrik erwuchs ihm aus tiefen Studien; um so weniger freilich stand ihm das leichte Gefändel seiner Gaselen zu Gesichte. Es verdiente im Grunde den Spott Immermann's, dem Heine in seinen Reisebildern die weiteste Verbreitung gab:

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Uebereffen sich die Armen und vomiren dann Gaselen.

Wie Platen's Gaselen sind heute auch die Lustspiele und dramatisirten Märchen ungenießbar, die er in seiner ersten Periode nach Tieck's unerquicklicher Manier schrieb. Er lebte von seinem zwanzigsten bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre großentheils als heurlaudter Lieutenant in der kleinen Stadt Erlangen, an der Wirteluniversität, die eine Schwester des alten Friße als Markgräfin von Bayreuth in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gegründet hatte. Es war ein weltverlassenes Nest, wo Platen in der Welt der Bücher leben mußte, wenn er überhaupt leben wollte. Lebendige Anregung empfing er nur von dem Philosophen Schelling, der damals in Erlangen lehrte, aber im Gegensatz zu Hegel von revolutionären Anfängen schon tief in romantischen Nebel gerathen war. In einem von Platen's frühesten Lustspielen finden sich einige spitzige, aber nicht witzige Ausfälle gegen Hegel, den Platen so schlecht, wie Heine ihn gut verstand.

In dieser ersten Periode Platen's verräth noch sehr wenig die Tage des Löwen. Erst einige Balladen, wie „Der Pilgrim von St. Just“ und „Das Grab im Anjento“, ferner die Sonette „An Venedig“, in der die Lagunenstadt in dem melancholischen Verfall ihrer Herrlichkeit gefeiert wurde, wie sonst nur noch in Byron's „Gilde Harold“, lassen großen historischen Sinn und weltgeschichtliche Perspektiven erkennen. Dann aber trat Platen im Jahre 1826 mit seiner „Verhängnißvollen Gabel“ hervor, einer aristophanischen Komödie, in welcher er nach langen Puschereien endlich ein Meisterstück geliefert haben wollte. Diese Komödie

war eine feurige Kriegserklärung gegen die Schicksalsdichter, gegen das deutsche Theater überhaupt, und im tiefsten Grunde eine Rebellion gegen das schauerliche Gland der deutschen Zustände. Eine Rebellion in literarischen Formen, aber nur deshalb in literarischen Formen, weil eine Rebellion in politischen Formen nicht möglich war. Niemand war sich darüber klarer als Platen selbst, der angeblich seelenlose Formenkünstler; er wußte, daß nur ein freies Volk eines Aristophanes würdig sei und bekannte offen:

Da der Sonnenstrahl der Freiheit meine Lage nicht erhellt,
Geh' ich statt des Weltenbildes nur ein Bild des Bilds der Welt.

Seine klassifizierende Richtung war weit davon entfernt, im Gegensatz zu modernen Anschauungen reaktionär zu sein. Sie war für ihn nur die klassische Form, in der das moderne Prinzip gegen die in Form und Prinzip gleich verblobbete Romantik protestirte. Platen dachte hoch von der Kunst, aber alle Kunst war ihm eine Tochter der Freiheit. Er sang:

Dem ergiebt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergiebt,
Der die Freiheit heißer, als er Noth und Hunger fürchtet, liebt.

Und so immer wieder in der „Verhängnißvollen Gabel“:

O goldne Freiheit, der auch ich entstamme,
Die du den Aether, wie ein Zelt, entlastest,
Die du, der Schönheit und des Lebens Amme,
Die Welt ernährst und immer neu gestaltest.

Platen war viel moderner, als heute so viele Vorkämpfer der „Moderne“ find. Er verschmähte die ärgsten Zynismen nicht, aber nur dann nicht, wenn die Kunst sie adelte, die Kunst, die ihm die Freiheit war, und mit Verachtung sah er herab auf die,

Die wäñnen, sie fein voll Tiefe, weil sie den Mist aufwählen, den tiefsten,
Auffstöbern den Noth und dem Schändlichsten stets nachjagen in jeder Gestaltung.

Platen war so modern, wie die modernen Proletarier, die — wie oft haben wir in den Tagen der Freien Volksbühne diese Beobachtung machen können! — zehnmal lieber ein Drama von Lessing oder Schiller sehen, als ein Drama derjenigen Modernen, die weiter nichts verstehen, als um den Rehrich einer verfallenden Welt herumzugrinsen.

Nichts thörichter daher, als Platen einen Epigonen des Klassizismus zu nennen, der nach Art der Epigonen die Form zur äußersten Virtuosität ausgebildet, aber darüber den Inhalt verloren habe. Was sich eher gegen Platen einwenden läßt, wäre die Thatsache, daß er einen neuen Inhalt doch nur in alter Form zu geben gewußt habe. Das erklärt sich aber hinlänglich aus den unglaublich beengenden Verhältnissen, in denen er aufwuchs, aus den rückständigen Zuständen, die ihn in den entscheidenden Lebensjahren umgaben und die selbst im rückständigen Deutschland noch rückständig waren. Hier liegt der tiefste Grund des häßlichen Habers, der zwischen Platen und Heine entbrannte. Dieser Sohn des gewerbfleißigen Niederrheins brauchte nicht auf die Klassiker zurückzugehen, um die Romantik loszuwerden; er sah mit lebhaftigen Augen, wie die bürgerliche Entwicklung mit dem feudalen Schutt aufräumte, und er suchte nicht erst in der Vergangenheit nach Waffen, um die feudale Gegenwart zu zertrümmern. Es war ein Gegensatz, der sich weithin durch die deutsche Geschichte erstreckt hat und dessen letzte Spuren noch in dem Gegensatz zwischen Bassalle und Marx hervortraten. Die tiefe Seelenverwandtschaft, in der sich Bassalle mit Platen

verbunden fühlte, beruhte darauf, daß sie aus den Zuständen jammervollster Knechtschaft heraus in der Antike die rettende Freiheit gefunden hatten.

Die widerwärtige Form, die der Streit zwischen Platen und Heine annahm, ist ein schlagender Beweis dafür, wie in einem politisch todtten Volke die geistige Atmosphäre vergiftet und zerjagt wird. Den ersten Anlaß zum Kriege gab jenes Epigramm Zimmermanns auf Platens Gafelen. Als es von Heine veröffentlicht wurde, lebte Platen schon in Italien, wohin er sich nach der Herausgabe der Verhängnißvollen Gabel vor der deutschen Misere geflüchtet hatte. Er hatte jetzt Wege eingeschlagen, die ihm wohl erlaubten, daß er Anderen einen Witz über seine literarischen Anfänge gestatten konnte. Aber das wäre gegen den Komment der Reissucht gewesen, die von allem rein literarischen Leben ungetrennlich ist. Platen antwortete mit dem „Romantischen Oedipus“, seiner zweiten aristophanischen Komödie, mit fünf Akten auf ein Epigramm von zwei Zeilen! Gegen die Verhängnißvolle Gabel ist der Romantische Oedipus ein Nickschritt: das freiheitliche Pathos, das durch alle Polemik der ersten Komödie glüht, wird in der zweiten Komödie manches Mal unter dem Qualm persönlicher Zänkerei erstickt.

Keineswegs aber schiebt der Romantische Oedipus so daneben, wie unbedingte Heineverehrer wohl behauptet haben. Der Heine der Reisebilder ist lange nicht der ganze Heine, und wie unsicher Heine damals noch tastete, beweist gerade die Thatsache, die ihn zunächst mit Platen auseinander brachte: seine Waffenbrüderschaft mit Zimmermann, der mit dem historischen Heine genau so wenig zu thun hat, wie mit dem historischen Platen. Die Trauerspiele Zimmermanns, die Platen in Romantischen Oedipus geißelte, verdienen jeden Schlag, der sie traf: so die Tragödie Skardenio und Zelinde, die Platen mit Recht „die größte, mehr als ekelhafte Meckelung“ nannte, die je auf die Bretter geschleppt worden sei, und von der Börne mit höflicheren, aber nicht milderen Worten in seinen „Dramatischen Blättern“ schrieb: „Fünf Menschen sterben darin, den sechsten sehen wir zum Tode führen, und wir bleiben kalt. Fünf Menschen lieben siebenmal, und keine dieser Liebesarten rührt uns.“ Noch schärfer, aber auch noch berechtigter war Platens Hohn über Zimmermanns Trauerspiel in Tirol, gegen das Börne sich gleichfalls mit heißender Kritik kehrte. Abgesehen von der hölzernen und steifen Form dieser Tragödie war die einseitig-tendenziöse Verherrlichung Andreas Hofers das reine Gift für die Deutschen der zwanziger Jahre, und Heine ist kaum jemals wieder so gründlich auf dem Holzwege gewesen, als mit der Schwärmerei für dies „gewaltige Sonnenlied“ des „Ablers“ Zimmermann.

In den dicken Schwaden der Romantik tasteten und taumelten selbst die Wenigen, die was davon erkannt hatten. Erst die Julisonne von 1830 brach eine Bresche voll Licht in das Nebelmeer. Und von ihren Strahlen sind fortan die Gedächtnisse und Nerven Platens erleuchtet. Sein Aufenthalt in Italien hatte seiner dichterischen Kunst die höchste Vollendung gegeben; er durfte sich rühmen, der deutschen Literatur neue Bahnen erschlossen zu haben. Es war ein ganz neuer Ton, als in den ehernen Rhythmen seiner Oden aus Florenz und Rom der dröhnende Schritt der Geschichte widerhallte. Aber seines „Wesens Wesenheit“ entfaltete er dann erst, als ihn die große Julitwoche aus der Vergangenheit in die Gegenwart rief. Einem Freunde, der ihn an Goethe mahnte, antwortete er:

Nicht kann ich harmlos mich in die Pflanzenwelt
Einspinnen, anschau'n kantigen Bergkristall
Sorgfältig, Freund! Zu tief ergreift mich
Menschlichen Wechselgeschicks Entfaltung.

Längst ist der Brust ehrgeiziger Trieb entlohn,
Der Jugend Erbtheit; aber wofern mir soll
Annahn der Ruhm, mag Hand in Hand er
Geh'n mit dem prüfenden Todesengel!

Platen wurde der erste politische Dichter der deutschen Literatur. Kühn und unerschrocken trat er dem bourbonischen, dem habsburgischen, vor allem anderen aber dem zarischen Despotismus entgegen. Mit dem Griffel eines Dante schrieb er seine flammenden Anklagen gegen „den Stamm jener Semiramis mit ihrem zahllos wimmelnden Puhlerheer“ und feierte den künftigen Helden, der mit strafendem Geißelstieb nach Asien seine stumpfußstrigen Sklaven peitscht. In den einfachsten und schlichtesten Tönen, die in ihrer schmucklos tiefen Empfindung noch heute jedes führende Menschenherz ergreifen, sang er dem unglücklichen Heldenvolke der Polen das Kampf- und Grablied, und dann piff er dem Nubel auf Reisen den unbergessenen Spottreim. In den politischen Gedichten seiner letzten Jahre bewährt Platen, was er vor Zeiten gesungen hatte, daß des Dichters Geist, des Proteus Ebenbild, tausendfach gelaunet sei.

Nach Deutschland ist Platen nur noch zu ein paar kurzen Besuchen zurückgekehrt, seitdem er es im Jahre 1826 verlassen hatte. Die zweite Periode seines Dichterlebens, diejenige die ihn unsterblich machen sollte, hat er in Italien verlebt. Hier fand er, was er in Deutschland vermißte, nicht nur die Reize der Natur und die Schätze der Kunst, sondern in erster Reihe ein Volk, das ungeberdig an seinen Ketten rüttelte. Nichts thörichtes abermals, als diesen ganzen Dichter und ganzen Mann zum Weltkummerler zu stempeln. In der Form ein ästhetischer, war es im Inhalt ein politischer Ekel, der seinem stolzen Herzen den Schrei entriß: Wie bin ich satt von meinem Vaterlande! In den erschütternden Strophen, womit er seine Polenlieder einleitete, sprach er aus, weshalb er sich einem Volke nicht mehr zeigen möge, das geduldig die Bahnen der Knechtschaft wandle, und im Selbstgespräche entrang ihm der Abscheu vor der deutschen Knechtseligkeit das bittere Wort: Du weißt es längst, man kann hiernieden Nichts Schlechteres als ein Deutscher sein.

Einsam im Leben, wußte Platen, daß er auch einsam im Tode sein werde:

Und sollt' ich sterben einst wie Ulrich Gütten
Verlassen und allein,
Abziehen den Heuchlern will ich ihre Kutten:
Nicht lohnts der Mühe, schlecht zu sein!

Verlassen und allein ist Platen am 5. Dezember 1835 in Syrakus gestorben. Aber nicht minder hat sich erfüllt, was er in demselben Gedichte „An einen Ultra“ verkündigte:

Du willst der Rede setzen ihre Schranke,
Einkertern Schrift und Wort?
Umsonst! Es wälzt sich jeder Gluthgedanke
Bacchantisch und unsterblich fort.

Ohne Platen kein Herwegh und kein Freiligrath! Alle politischen Dichter der vierziger Jahre haben ihn in schönen Liedern als ihren Meister verherrlicht. Seit sechzig Jahren ist in deutschen Lauten kein Lied gegen die Despoten erklungen, in dem nicht ein Hauch von Platens Geiste geweht hätte. Sein Gluthgedanke hat sich unsterblich fortgewälzt und in Geistern gezündet, die vielleicht nie seinen Namen gehört hatten. Ihm ist geworden, wie er begehrte: den Ruhm, den er von der „schoflen Misere“ der Mitwelt verschmähte, hat ihm der prüfende Todesengel in der Nachwelt gesichert.

zur Apotheken-Frage.

Von Apotheker Philanthropus.

An Fragen ist heutzutage gerade kein Mangel. Die Ansichten über die Wichtigkeit der einen oder anderen gehen weit auseinander. Die Apothekenfrage z. B. wird von Vielen mehr als bloße Sachfrage angesehen — was sie freilich nach Ansicht der Apothekenbesitzer auch nur ist — trotz des großen allgemeinen Interesses, das die Gestaltung unseres Apothekenwesens zweifellos beanspruchen darf. Die sozialdemokratische Partei trägt dem Reich, indem die Reichstagsfraktion ihren Antrag „betreffend Uebernahme der Verwaltung und des Eigentums des Apothekenwesens durch das Reich“ immer wieder einbringt. Im Jahre 1892 hat dieser Antrag zuletzt zur Verhandlung gestanden. Weil aber damals den Reichstag sein chronisches Leiden der Beschlußunfähigkeit besonders plagte, kam es nicht zur Abstimmung. Nicht besser ging es zwei Jahre später mit einer Verhandlung über das Apothekenwesen im preussischen Abgeordnetenhaus. Diese Verhandlung ist indessen von besonderer Bedeutung wegen der in ihr gefallenen Äußerungen vom Regierungstische, auf die wir zurückkommen werden. Seitdem haben wichtigere parlamentarische Verhandlungen über die Apothekenfrage nicht stattgefunden. Die Presse erinnerte sich wieder des Vorhandenseins derselben, als im Anfang dieses Jahres in Berlin der „Apothekerrath“ zusammentrat. Zudem geschah das der Wichtigkeit dieser Versammlung entsprechend nur mehr in registrierender Weise. Auch die diesjährige Versammlung des „Deutschen Apothekervereins“ in Dresden gab keinen Anlaß zum erneuten „Anzapfen“ unserer Frage. Es liegt übrigens ein köstlicher Humor darin, daß in dieser Versammlung die ganze Systemfrage überhaupt nicht berührt wurde. Es ist das die viel erwähnte Politik des Vogels Strauß — er versteckt seinen Kopf und glaubt, man sieht ihn nicht. Die Herren Apotheker sind mäusestill und hoffen, daß man sie vergißt. Es liegt aber gerade jetzt um so weniger Grund vor, die Frage ruhen zu lassen, als seit längerer Zeit „der Berg kreischen geht“, sonst wird es sicher dahin kommen, daß wie so häufig „ein lächerlich Mäuslein“ geboren wird.

Krank ist die Apothekerei, sehr krank, und es wird auch fleißig an ihr herumgedoktert. Zu helfen ist dem Patienten und seiner Umgebung, dem Volke, aber nur durch eine tiefeingreifende Operation, vor der man sich aber einstweilen noch fürchtet, weil der Kranke zu viel schreit; diese Operation ist: die Verstaatlichung der Apotheke.

Wir sind der Ansicht, daß dem Apothekerstande selbst nur durch diese geholfen werden kann; was aber wichtiger ist: zum Segen der Allgemeinheit kann es überhaupt keinen anderen Weg mehr geben.

Heute sind die Apotheken entweder Real- oder Personalkonzessionen. Die Realkonzession gestattet dem Inhaber beliebigen Verkauf der Apotheke oder Vererbung derselben. Wohin das geführt hat, beweisen die in der schon erwähnten Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom Kultusminister angeführten Beispiele: die Apotheke eines kleinen Ortes in der Nähe Berlins wurde nach achtzehn Jahren mit einem Gewinne von 269 000 Mark, eine Apotheke in Berlin selbst vom Inhaber nach zweijährigem Besitze mit 170 000 Mark Gewinn verkauft. Für diesen „himmelschreienden Zustand“, diesen „schwunghaften Handel mit Apotheken, der eine öffentliche Gefahr in sich birgt“ (Äußerungen vom Ministertische) ließe sich die Zahl der Beispiele leicht vermehren. Apotheken in großen Städten werden mit fünf-, sechs- und mehrmal hunderttausend Mark

bezahlt. Wo hiefür die Zinsen aufgebracht werden und dazu noch „ganz hübsches Geld“ verdient wird, ist es ohne Weiteres ersichtlich, daß das Publikum die Arzneien mit Summen bezahlen muß, die in gar keinem Verhältniß zum Werthe derselben stehen. Die auf den Apotheken Deutschlands lastenden Monopolwerthe werden mit 400 Millionen angegeben. Die Zinsen hiefür im Betrage von 15 bis 20 Millionen Mark neben dem Verdienste, der den Apothekern noch bleibt, müssen durch den Arzneikonsum des deutschen Volkes jährlich aufgebracht werden.

Um wenigstens dem Apothekenschacher zu steuern, hat man in Preußen, gleichzeitig dem Drängen der „Jungen“ im Apothekerstande nachgebend, das PersonalkonzeSSIONssystem eingeführt. Der Empfänger einer PersonalkonzeSSION hat nicht das Recht, seine Apotheke zu verkaufen oder zu vererben. Nach seinem Ausscheiden fällt die KonzeSSION an den Staat zurück. Daß damit im Interesse des Gemeinwohls auch nur ein Schritt vorwärts gethan sei, können wir nicht zugeben. Der PersonalkonzeSSIONar wird in steter Furcht vor Invalidität oder Tod (allerdings besteht für solchen Fall das Recht, die Apotheke bis zur Großjährigkeit der Kinder für Rechnung der Witwe verwalten zu lassen) seine Zeit aufs Kräftigste auszunutzen, um möglichst viel Geld zu verdienen.

Der deutsche Apothekerverein richtete im Jahre 1894 an das preußische Abgeordnetenhaus eine Eingabe, in der folgende Sätze vorkommen, mit denen wir uns allenfalls einverstanden erklären können: „Damit der Apotheker die ihm zugewiesenen Aufgaben ganz erfüllen kann, muß ihm eine gewisse soziale und wirtschaftliche Unabhängigkeit gewährleistet sein — — eine gewisse Unabhängigkeit von dem Zwange, dem Geldverdienen eine allzu große Rücksichtnahme zu schenken, ist aber gerade wegen der Unkontrollirbarkeit seiner Thätigkeit durchaus nothwendig.“ Ganz recht, meine Herren, nur verstehen wir nicht ganz, wie man solche Sätze zur Vertheidigung des alten RealkonzeSSIONsystems anführen kann. Es ist klar, daß der Apotheker heutzutage im höchsten Grade „dem Zwange ausgegesetzt ist, dem Geldverdienen eine allzu große Rücksichtnahme zu schenken“, sei es, daß er im Besitz einer realberechtigten Apotheke hohe Zinsen aufbringen, sei es, daß er als PersonalkonzeSSIONar aus oben angeführten Gründen für die Zukunft sorgen muß. Nur der festbesoldete Angestellte der Staatsapotheke hätte kein Interesse daran, sich „die Unkontrollirbarkeit seiner Thätigkeit“ irgendwie zu Nuzen zu machen oder sonst dem Geldbeutel des Publikums durch Anpreisen werthloser Waaren möglichst viel klingende Münze zu entlocken.

Als einfachstes Mittel, die Medikamente zu verbilligen, erscheint nun auf den ersten Blick eine wesentliche Ermäßigung der Arzneitage. Wir haben deren heute im lieben Vaterlande recht verschiedene, denen aber sämmtlich der Vorzug der Billigkeit fehlt. Die Apotheker selbst sind freilich anderer Ansicht. Sie berechnen, daß der Durchschnittspreis des Rezepts in Deutschland „nur“ 80 Pfennig beträgt. Die Bezahlung einer größeren Anzahl von Rezepten bereitet aber trotz dieses „niedrigen“ Preises einem Arbeiter oft Schwierigkeiten, die unüberwindlich werden können. Auf die Anführung von Beispielen, bis zu welcher Höhe der Rezepturenverdienst unter den heutigen Arzneitagen führen kann, wollen wir verzichten. Es ist bekannt, daß für Karbolwasser, Aamulösungen, Salzsäuremixturen und vieles Andere, das man sich für 2 bis 3 Pfennig selbst herstellen kann, in den Apotheken oft über eine Mark bezahlt werden muß. Der Abgeordnete Wurm führte im Reichstag ein Beispiel aus der Praxis an, bei dem der Verdienst des Apothekers 8000 Prozent betrug. Das mag zu den Seltenheiten gehören, mit 500 bis 600 Prozent ist aber wohl der Durchschnittsverdienst der Rezeptur nicht zu hoch gegriffen.

Trotz alledem ist, so lange das heutige System besteht, eine wesentliche Ermäßigung der Arzneitaxe — es mag paradox klingen — nicht möglich. 25 bis 30 Prozent der deutschen Apotheken sind so klein, daß der Geschäftsumsatz dem Besitzer nicht gestattet, sich einen Gehilfen zu halten. Trotz der hohen Taxe haben viele derselben nur ein Meibeinkommen von 2000 bis 3000 Mark, auf das sie aber unbedingt Anspruch erheben können. Ist auch die eigentliche Arbeitszeit eines solchen Apothekers eine recht geringe, so ist seine Dienstzeit doch unbegrenzt, er darf sich nie weit von seinem Hause entfernen, hat Tag und Nacht zu jeder Zeit bereit zu sein, den Arzneibedürfnissen des Publikums gerecht zu werden. Die Unmöglichkeit der Einrichtung verschiedener Taxen für Stadt und Land leuchtet ohne Weiteres ein, die Landapothekerei würde dann immer nur in dringendsten Fällen benutzt werden.

Die Forderung einer billigen Arzneitaxe ist mit der Beibehaltung der Privatwirthschaft im Apothekenbetriebe durchaus unvereinbar.

Die hohen Arzneipreise sind übrigens keineswegs das einzige, mit dem heutigen System unlösbar verbundene große Uebel. Der Geheimmittelschwindel wird nur durch die Staatsapothekerei beseitigt werden können.

Die relative Höhe des Preises der „Geheimmittel und Spezialitäten“ übertrifft die der Rezepte noch um ein ganz Bedeutendes. Trotzdem möchten wir diesen Schaden am Geldbeutel, der den Geheimmittelgläubigen zugefügt wird, noch gering anschlagen gegenüber dem schweren Schaden an Gesundheit und Vermögen, den die Benutzung dieser Mittel vielfach stiftet. Durch die mehr oder weniger gelehrte klingenden Reklameschriften, die „nebst zahlreichen beglaubigten Dankschreiben“ vielen „Spezialitäten“ beigegeben sind, lassen sich unendlich viele Menschen — keineswegs nur die „ungebildeten kleinen Leute“ — allerlei Krankheiten suggeriren, die thatächlich gar nicht vorliegen. Ist aber wirklich ein Leiden vorhanden, so geht durch das Kuriren mit solchen Mitteln kostbare Zeit verloren, ehe der Arzt zu Rathe gezogen wird, um eine vernünftige Behandlung einzuleiten. Es sind das dieselben Gründe, weshalb die Homöopathie zweifellos weit mehr Schaden als Nutzen stiftet, sofern sie letzteres überhaupt kann, was nach der subjektiven Ansicht des Verfassers allerdings niemals der Fall ist.

In der schon erwähnten Eingabe des Deutschen Apothekervereins an das Abgeordnetenhaus findet sich auch der kühne Satz: „Die Geschichte des Geheimmittelumwesens besonders in der neuesten Zeit beweist, daß der in seinem Erwerb geschickte Apotheker der natürliche Feind aller Quacksalberei ist.“ Wir haben bisher jegliche Spuren dieses geschichtlichen Beweises vermißt, meinen vielmehr, das stete Anwachsen der Geheimmittel, die doch nur durch die Apotheken dem Publikum zugänglich gemacht werden, rechtfertige die gegentheilige Behauptung. Gewiß, die Apotheker verkaufen diese Mittel im Ganzen nicht sehr gern, in weitaus den meisten Fällen aber doch nur deshalb, weil der Verdienst an ihnen ein geringer ist. Sehr zahlreich sind die Apotheken, in denen die Geheimmittel dadurch bekämpft werden, daß man sie nachmacht, um dann die Nachahmungen um einige Groschen billiger dem Publikum zu empfehlen. „Es ist ja Thatsache, daß die zur Unterdrückung des Geheimmittelhandels veröffentlichten Manuale (Vorschriftensammlungen), Geheimmittelfalender zc. nur deswegen Absatz finden, weil der Käufer hofft, daraus zur Selbstfabrikation der einen oder anderen Spezialität eine praktische Vorschrift zu finden“ („Der Fortschritt“, 1885, S. 457).

Nicht besser steht es mit der „Feindschaft der Apotheker gegen alle Quacksalberei“ in Bezug auf verschiedene schöne alte Hausmittel, als Storchfett, Schlangenfett, Regenwürmeröl und dergleichen mehr. Die Abgabe dieser Mittel, die that-

fächlich gar nicht in der Apotheke vorhanden sind, ist einfacher Betrug. Es ist auch schon einmal vor etwa zehn Jahren ein Apotheker deshalb wegen Betrugs verklagt worden. Damals rieth das größte pharmazeutische Organ Deutschlands, die Pharmazeutische Zeitung, „zur Vorsicht“ gegenüber solchen Wünschen des Publikums, anstatt diesen Mißbrauch einfach in schroffster Weise zu verurtheilen. — Es würde sehr viel alberner Aberglaube bald verschwinden, wenn die Abgabe aller solcher alten Mittel zum Heilen, „Teufelsantreiben“ und dergleichen in allen Apotheken konsequent verweigert würde. Was hilft es aber, wenn sich heute der eine oder andere Apotheker wirklich bemüht, Aufklärung zu verbreiten? Die Leute glauben ihm nicht, „anderswo giebt es doch Schlangenseift u. s. w., der Apotheker hat es bloß nicht, deshalb sagt er, das giebt es nicht“ — der Apotheker verdirbt sich sein Geschäft, er muß mit den Wölfen heulen. Es gilt hier wie für alle Mißstände: nicht die Personen, das System ist für alle verantwortlich zu machen.

Eine weitere Folge der Privatwirthschaft ist die, daß die Darstellung der Arzneimittel mehr und mehr aus der Apotheke verschwindet und der Großindustrie zufällt. Zweifellos überwiegt die Zahl der Mittel, welche die chemische Industrie nicht nur billiger, sondern auch besser darstellt; mehr und mehr verzichtet man aber auch auf die Selbstdarstellung der Tinkturen, Extrakte, Pflaster, Salben und dergleichen; und eine Vergleichung der Preise der Rohdroguen mit den Preisen der fabrikmäßig aus ihnen dargestellten Präparate ergiebt mit Sicherheit, daß minderwerthige Grundstoffe zur Verwendung gelangen, also auch Arzneimittel in die Apotheken kommen, die als gut nicht bezeichnet werden können. Auch ist es unrichtig, wenn von den Apotheken behauptet wird, daß die amtlichen Revisionen der Apotheken dem Publikum einen Schutz gegen minderwerthige Arznei bieten. Zunächst werden die Revisionen nur alle drei Jahre vorgenommen, dann erstrecken sich die bei ihnen vorgenommenen Untersuchungen von Arzneimitteln immer nur auf solche Präparate, deren Prüfung leicht in wenigen Minuten ausgeführt werden kann. Gerade die am häufigsten minderwerthig vorkommenden Mittel werden nicht geprüft, weil die ganze Revision in einigen Stunden beendet sein muß. Da wird natürlich der Versuchung, in erster Linie billig einzukaufen, nicht immer widerstanden.

Der Nachweis, daß es dringende Nothwendigkeit ist, die Arzneiverforgung des Volkes der kapitalistischen Ausbeutung zu entziehen, dürfte somit zur Genüge erbracht sein. Es erübrigt noch ein kurzer Hinweis auf die Lage des pharmazeutischen Hilfspersonals unter dem heutigen System. Die Dienstzeit der Apothekergehilfen ist meistens eine täglich vierzehn- bis fünfzehnständige. In großen Geschäften ist auch diese ganze Dienstzeit thätigkeitszeit. Muß doch oft genug Frühstück und Abendbrot „nebenbei“ gegessen werden. Die „vielen freien Stunden“ der Apothekergehilfen — zwei Nachmittage von ein bis zwei Uhr an — wird reichlich wieder aufgewogen durch den alle vierzehn Tage eintretenden Dienstsonntag und den Nachtdienst. Dabei sind die Gehälter im Verhältnis zur Arbeitsleistung und zum Bildungsgange der Apotheker lächerlich gering, 100 bis 150 Mark monatlich „bei freier Wohnung und Kasse“ pflegt Regel zu sein. Dabei ist die „Wohnung“ oft ein „Zimmer“, in das man einen Fremden einzuführen sich schämt, oft genug müssen zwei bis drei Herren mit einem gemeinsamen Wohn- und Schlafraum sich begnügen. Verheirathung ist selbst den älteren Apothekern in abhängiger Stellung nur selten möglich. Nur wenige erste Stellen in größeren Geschäften und Verwalterstellen sind derart bezahlt, daß der Inhaber an Gründung einer Familie denken kann. Für Verwaltungen gilt

das indessen keineswegs immer, lasen wir doch kürzlich in der „Pharmazentischen Zeitung“ eine Annonce, in der einem Verwalter 90 Mark pro Monat geboten wurden! Wie paßt das zu der „schwierigen und verantwortungreichen Stellung eines Apothekenvorstandes“? Nun, da ist eben der Vorstand nicht selbst der Besizer und dann — ja, Bauer, das ist ganz was anderes! Der Chef braucht eben die Gelder zur Verzinsung seines hohen Kaufpreises — da bleibt für das Personal nichts übrig.

Auch das abhängige Apothekenpersonal wird erst dann eine angemessene Stellung einnehmen, wenn wir die Staatsapothekē haben.

Die Forderung derselben ist seit einigen Jahren keineswegs nur im sozialdemokratischen Programm zu finden. Die Einsicht, daß die Staatsapothekē die einzige Rettung aus der heutigen Noth ist, ergreift immer weitere Kreise — selbst in „leitenden Kreisen“ scheint diese Ansicht Boden zu gewinnen. Schreibt doch der Medizinalassessor beim königlichen Polizeipräsidentium in Berlin, Herr Dr. Springfeld, in einer kürzlich herausgegebenen Schrift: „Zur Entwicklungsgeschichte der Apothekenreform“ Folgendes: „Kein anderes System (d. i. als das der Staatsapothekē) kam dem von der Regierung vorgeschlagenen so nahe. Unter dem System der Personalkonzession sollten die Besizer Lehnsleute sein oder auf Sporteln angewiesene Beamte, nach Verstaatlichung der Apotheken wären sie Beamte mit Gehalt und Pensionsansprüchen. . . . Es giebt tatsächlich kein System, welches so zwanglos alle Fragen löst, und man könnte gegen dasselbe füglich nur einwenden, daß es zur Zeit nicht durchführbar, weil das Reich kein Geld habe, die vorhandenen Apotheken zu enteignen, und daß der plötzliche Uebergang zur Verstaatlichung eine Reihe von organisatorischen und technischen Schwierigkeiten, die nach Art und Zahl gar nicht vorausszusehen wären, im Gefolge haben müsse.“

Wir verkennen die sich darbietenden Schwierigkeiten keineswegs, möchten dieselben aber doch nicht für so groß halten, daß es deshalb nöthig wäre, den ganzen Verstaatlichungsplan einfach ad acta zu legen.

Die zur Enteignung der heutigen Apotheken nöthigen Geldmittel dürften allerdings recht beträchtliche sein, selbst dann, wenn den Apothekern nicht die vollen Kaufpreise oder richtiger Spekulationswerthe gezahlt werden. Es liegt absolut kein Grund vor, bei der Expropriation der Apotheken anders vorzugehen, als bei Grundstücksexpropriationen. Wollte man den Apothekern die vollen Spekulationspreise zahlen, so würden, wie schon der Abgeordnete Wurm seinerzeit im Reichstag ausführte, schleunigst alle Apotheken noch etliche Male mit stets wachsendem Profit verkauft werden — verloren gehen könnte ja dabei nichts, der Staat muß ja zahlen! Die als erforderlich angegebene Summe von 400 Millionen dürfte deshalb zu hoch gegriffen sein. Sehr groß wird die Summe aber jedenfalls doch werden, und es wäre eine Aufgabe, wirklich des Schweißes eines Miquel werth, die nöthigen Geldmittel zu beschaffen. Wären sie für eine neue Militärvorlage bringend nothwendig, er würde sie zu schaffen wissen. Bei einigermaßen aufmerksamer Prüfung der augenblicklichen Lage der Apothekenverhältnisse wird aber jeder von der dringenden Nothwendigkeit einer Reform im Sinne der Verstaatlichung überzeugt sein.

Nehmen wir an, es wären 400 Millionen erforderlich und dieselben würden durch eine Reichsanleihe aufgebracht. So wäre zunächst diese Anleihe zu billigerem Zinsfuß zu haben, als die heute in den Apotheken steckenden Kapitalien zu Buche stehen. Dabei werden aber heute nicht nur die Zinsen aufgebracht, sondern noch recht nette Ueberflüsse erzielt, die wahrscheinlich zur Deckung der erhöhten Kosten, die der Staatsbetrieb im Anfange verursachen

würde, ausreichen würden. An Gehältern wäre wahrscheinlich ein Beträchtliches mehr zu zahlen, als heute. Denn die hohe Arbeitsleistung, die heute von den Apothekergehilfen verlangt wird, dürfte der Staat seinen Angestellten nicht zumuthen. Keineswegs aber halten wir es für richtig, daß, wie häufig eingewandt wird, für jede noch so kleine Landapothek zwei Angestellte nöthig wären. Ein Apotheker, dem ein mehrwöchentlicher Urlaub oder andere Art öfterer Abbsung bewilligt würde, wäre immer noch ganz bedeutend besser gestellt, als ein heutiger Landapotheker. Eine Vermehrung der Angestellten wäre damit freilich immerhin nöthig.

Dem steht aber gegenüber, daß die Staatsapotheken durch den Fortfall des Laboratoriums wesentlich billiger arbeiten würden. In großen Zentral-laboratorien könnten die Arzneivorräthe für eine ganze Reihe von Apotheken unter günstigsten Bedingungen dargestellt werden. (Neben finanziellen Vorteilen würden dabei noch große Vorteile für die Ausbildung der Jünger der Pharmazie entstehen. Die heute vielfach gefundene mangelhafte Ausbildung der Pharmazeuten hat ihren Grund darin, daß die technischen und wissenschaftlichen Seiten des Berufs immer mehr hinter der rein kaufmännischen zurückstehen müssen.) Wir meinen, daß bei Beibehaltung der heutigen Lage die Staatsapothek unbestens keine erheblichen Kosten verursachen würde. Man ist aber unbedingt anzustreben, daß die Arzneien billiger werden, daß sie schließlich zum Selbstkostenpreise an das Publikum abgegeben werden. Die „Pharmazentische Zeitung“ meinte allerdings einmal, der wohlhabende Theil der Bevölkerung würde sich diese „Wohltat aus öffentlichen Mitteln“ nicht gefallen lassen! Die gute Seele! Das wäre freilich schlimm, vielleicht ließe sich dem aber abhelfen, wenn in den Apotheken dann Sammelbüchsen ausgestellt würden! Vielleicht nützte das aber auch noch nicht viel, in den Kirchen sind ja auch solche Sammelbüchsen ausgestellt, aber trotzdem ist der Kirchenbesuch von Seiten der wohlhabenden Klasse ein so geringer — sicher nur, weil es den feinfühligsten Leuten widerstrebt, sich „zum Selbstkostenpreise“ Arznei für die kranke Seele zu holen!

Schließlich ist aber diese geistige Arznei auch nicht umsonst, Staat und Gemeinden geben dafür recht erkleckliche Summen aus. Sollten nicht mindestens die gleichen Summen auch für die Gesundmachung der Körper verlangt werden dürfen? Wir erlauben uns das sogar für unendlich viel wichtiger zu halten, denn „nur im gesunden Körper kann eine gesunde Seele wohnen“.

In der pharmazeutischen Fachpresse sind schon wiederholt Vorschläge zur Abbsung der Apothekenerthe gemacht worden, die mindestens diskutabel sind, wir würden uns indessen zu sehr in Fachangelegenheiten einlassen müssen, wollten wir näher darauf und ebenso auf die zweifellos sich anbietenden organisatorischen und technischen Schwierigkeiten eingehen.

Ein Mittel, das aber zweifellos den Uebergang von der jetzigen zur Staatsapothek ganz wesentlich erleichtern würde, wollen wir doch noch kurz erwähnen: Man gestehe zunächst den Krankenkassen das Recht zu, auf eigene Rechnung Apotheken zu errichten. Die Rentabilität dieser Krankenkassen steht außer allem Zweifel. Die Kassen würden sogar gegen heute recht erhebliche Ersparnisse erzielen.

Freilich würden diese Apotheken ja nur in größeren Städten möglich sein, und auch hier würde der am häufigsten gehörte Einwand, „daß man den Patienten nicht zumuthen könnte, alle Rezepte in die vielleicht entfernt liegende Krankenkassenapothek zu tragen“, nicht gänzlich der Berechtigung entbehren. Für dringende Fälle müßte immer das Recht, das Rezept in die nächstgelegene Apothek zu

bringen, reservirt werden. Nach unseren Erfahrungen ist aber die Zahl der dringenden Rezepte im Verhältnis zur Zahl der überhaupt verordneten eine sehr geringe. Durch Errichtung von Annahmestellen in jedem Bezirk, an denen die Arzneien zu gewissen Zeiten abgeholt werden könnten, oder auch durch Boten, die den Patienten die Arzneien direkt ins Haus tragen (ein auch heute schon in manchen großstädtischen Apotheken konsequent durchgeführtes Verfahren) dürfte dem Uebelstande der weiten Wege vielleicht abzuhelfen sein. Diese Kassenapotheken würden gewissermaßen die Modelle für die künftigen Staatsapotheken sein. Ein weiterer großer Vortheil der Kassenapotheken würde der sein, daß durch dieselben die Preise der übrigen Apotheken etwas gedrückt werden dürften, vielleicht in noch höherem Grade, als durch die Errichtung neuer personalkonzessionirter Apotheken, welches Verfahren erst kürzlich wieder den preussischen Oberpräsidenten ins Gedächtniß zurückgerufen worden ist. Vielleicht verdient sogar die Frage Erwägung, ob nicht auch den Konsumvereinen das Recht zur Selbstverwaltung von Apotheken zugestanden werden könnte.

Der Zeitpunkt, eine energische Agitation für die Verstaatlichung der Apotheken oder mindestens die Errichtung von Kassenapotheken einzuleiten, scheint uns augenblicklich kein ungünstiger zu sein. Mit ziemlicher Sicherheit ist für nächstes Jahr endlich der neu ausgearbeitete Entwurf zur reichsgesetzlichen Regelung des Medizinalwesens zu erwarten. Bis dahin gilt es die Zeit kräftig auszunutzen. Mögen unsere Ausführungen dazu beitragen, das allgemeine Interesse an der Apothekenfrage wieder neu zu beleben.

Die deutsche Sozialdemokratie und die türkischen Wirren.¹

Von Eduard Bernstein.

Es wird keinem aufmerksamen Beobachter entgangen sein, daß die Haltung der sozialdemokratischen Presse zu den Kämpfen der türkischen Armenier gegen das Sultansregiment und seine Allirten eine nichts weniger als einheitliche ist. Artikel zu Gunsten der ersteren wechseln mit solchen, welche mehr oder weniger direkt für die ottomanische Regierung Partei ergreifen und die Bewegung der Armenier auf die Untriebe von Agenten der russischen Regierung zurückführen. Nur in einem Punkte herrscht eine gewisse Uebereinstimmung. Auf allen Seiten vermeidet man es, sich klar und unzweideutig darüber auszusprechen, für welche positive Lösung der gegenwärtigen Wirren die Sozialdemokratie einzutreten oder ihre Stimme in die Waagschale zu werfen hat. Die Unsicherheit über den in dieser Hinsicht einzunehmenden Standpunkt spiegelt sich in dem fast ängstlichen Bemühen wieder, die Besprechung der Ereignisse so unbestimmt als möglich zu halten.

Das ist aber für eine Partei von der Stärke der deutschen Sozialdemokratie ein geradezu beschämender und auf die Dauer nicht aufrechtzuerhaltender Zustand. Wenn man den vierten Theil der Wähler des Deutschen Reiches repräsentirt, so trägt man ein Stück Verantwortung für die Politik dieses

¹ Der vorstehende Aufsatz war nahezu vollendet, als mir die Nummern der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ mit den Artikeln des Fräulein Rosa Luxemburg über die nationalen Kämpfe in der Türkei und die Sozialdemokratie zugehen. Es wird aus dem Nachfolgenden zu ersehen sein, wie sehr ich mit dem Grundgedanken und den Schlußfolgerungen dieser vor trefflichen Arbeit einverstanden bin.

Reiches. Als Mitunterzeichner des Berliner Vertrags von 1878 ist das Deutsche Reich Mitsbürger für die in diesem Vertrage ausbedungenen Reformen in Türkisch-Armenien, es hat im Konzert der Großmächte Sitz und Stimme, und wie es diese Stimme ausübt, in welchem Sinne es zu den Vorschlägen auf Regelung der Wirren in der Türkei Stellung nimmt, untersteht der Kritik — wenn auch leider noch nicht der Entscheidung — des deutschen Reichstags. Je nachdem wird es Pflicht der Vertretung der Sozialdemokratie im Reichstag werden, die Reichsregierung für ihr Verhalten in dieser Frage zur Rechenschaft zu ziehen. Aber das wäre gegebenenfalls nur eine Kritik nach geschehener That. Die Verpflichtung der Partei geht weiter. Nach Maßgabe ihres Einflusses auf die öffentliche Meinung muß sie versuchen, die Politik der Reichsregierung von vornherein zu beeinflussen, ihr eine bestimmte Direktive zu geben, muß sie die deutsche Diplomatie zur Unterstützung gewisser Vorschläge und Verwerfung anderer auffordern. Ob ihre Aufforderungen befolgt werden, kann an der Verpflichtung nichts ändern. Ihre unter sehr viel ungünstigeren Umständen erfolgte Verwahrung gegen die Annexions Maß-Vorbringens war absolut aussichtslos und war doch ein geschichtlich bedeutender Akt.

Nur in einem Falle wäre die Zurückhaltung der deutschen Sozialdemokratie, so wenig rühmlich sie ist, wenigstens kein Verstoß gegen ihre politische Pflicht. Wenn ihr bekannt wäre, daß die deutsche Reichsregierung dieselbe Haltung in der türkisch-armenischen Frage einnimmt, die sie unter den obwaltenden Umständen für die richtige hält, liegt ein zwingender Anlaß, ihre Stimme zu erheben, nicht vor. Wie weit ihre Presse den Ereignissen folgt, ist dann nur mehr eine Frage der Informationsaufgaben dieser Presse, aber keine Frage der Parteipolitik.

Ist nun die Orientpolitik der Reichsregierung eine solche, daß die Sozialdemokratie der Verpflichtung enthoben ist, ihr mit eigenen Vorschlägen entgegenzutreten? Dies erfordert zunächst, sich darüber klar zu werden, welches die Gesichtspunkte sind, von denen aus die Sozialdemokratie die Emanzipationskämpfe der unter türkischer Herrschaft stehenden Völker zu betrachten hat.

Von vornherein liegt es nahe, jeder Emanzipationsbewegung unsere Sympathie zu schenken, und im Allgemeinen wird man gut thun, diese einer demokratischen Partei natürliche Tendenz zum Ausgangspunkt der Untersuchung zu nehmen. Geben wir zunächst dem Gefühl sein Recht und fragen wir dann, ob Verstand und berechtigtes Interesse zum gleichen Schlusse gelangen oder inwiefern sie ihn modifizieren.

Nicht jeder Kampf beherrschter Völkerschaften gegen ihre Oberherren ist jedoch in gleicher Weise ein Emanzipationskampf. Afrika beherbergt Stämme, die sich das Recht vindizieren, Sklavenhandel zu treiben, und nur durch die europäischen Kulturnationen daran verhindert werden können. Ihre Erhebungen gegen die letzteren lassen uns kühl, ja, werden uns im gegebenen Falle zu Begnern haben. Das Gleiche gilt von jenen barbarischen und halbbarbarischen Völkerschaften, die aus dem Ueberfall ackerbau-treibender Nachbarvölker, vom Vieh- u. c. Raub ein ständiges Gewerbe machen. Kulturfeindliche und kulturunfähige Völker haben keinen Anspruch auf unsere Sympathie, wo sie sich gegen die Kultur erheben. Wir erkennen kein Recht auf Raub, kein Recht der Jagd gegen den Ackerbau an. Mit einem Wort, so kritisch wir der erreichten Kultur gegenüberstehen, erkennen wir doch ihre relativen Errungenschaften an und machen sie zum Kriterium unserer Parteinahme. Wir werden bestimmte Methoden der Unterwerfung von Wilden verurtheilen und bekämpfen, aber nicht, daß man Wilde unterwirft und ihnen gegenüber das Recht der höheren Kultur geltend macht.

Ein Emanzipationskampf, für den wir uns zu erwärmen und gegebenenfalls unsere Kraft einzusetzen haben, muß ein kulturelles Interesse in sich tragen. Sei es, daß Völker, Nationalitäten, die ein eigenes Kulturleben entwickelt haben, sich gegen eine Fremdherrschaft erheben, die ihre Entwicklung hindert, sei es, daß vorwärtstrebende Klassen sich gegen ihre Unterdrückung durch zurückgebliebene Klassen auflehnen. Wir erkennen jedem Volke das Recht der Nationalität zu, das sich fähig erwiesen hat, eine solche, ein nationales Kulturleben zu entwickeln, bezw. zu erhalten.

Bis dahin werden unsere Ausführungen schwerlich auf ernsthaften Widerspruch stoßen. Wenn vor einiger Zeit sozialistischerseits der Vorschlag gemacht werden konnte, den Wilden und Barbaren in ihren Kämpfen gegen die vorwärtstrebende kapitalistische Zivilisation Beistand zu leisten, so ist das ein Ausfluß von Romantizismus, der nur in seine Konsequenzen verfolgt zu werden braucht, um seine Unhaltbarkeit zu erweisen.

Aber nicht einmal jeder Erhebung von kulturfähigen Völkern können wir mit gleicher Sympathie gegenüberstehen. Die Freiheit einer unbedeutenden Nationalität in außereuropäischen oder halbeuropäischen Gegenden wiegt nicht die freiheitliche Entwicklung der hochzivilisierten großen Kulturvölker Europas auf. Wo daher ein Kampf solcher die Interessen dieser Entwicklung ernsthaft gefährdet, ist eine ablehnende Haltung ihm gegenüber durchaus am Platze.

Wohl gemerkt, ernsthaft gefährdet. Denn es hieße den berechtigten Selbsterhaltungstrieb der Nationen zu einem unerträglichem und selbst wieder reaktionären Egoismus ausweiten, wollte man jede kleine Unbequemlichkeit, jedes Phantom einer möglicherweise eintretenden Gefahr zum Vorwand nehmen, sich den Bestrebungen unterdrückter kleinerer Nationalitäten auf Abschüttelung eines drückenden Joches feindselig gegenüberzustellen, selbst wenn es mit dem Hinweis auf den großen Tag „des endgiltigen Sieges des Sozialismus“ geschieht, der allen Unterdrückten Erlösung bringen werde.

Mit diesem schönen Hinweis hat sich bekanntlich auch der jüngste Londoner Sozialistenkongreß aus der Schlinge gezogen, als er zu dem Streit unter den polnischen Sozialisten über ihre Stellung zur Frage der Wiederherstellung Polens sich zu äußern hatte. Angesichts der knappen Zeit, die dem Kongreß zur Verfügung stand, und die eine wirkliche Debatte über die Frage gar nicht erlaubte, ist es zu verzeihen, wenn er zu einem Gemeinplatz seine Zuflucht nahm. Er hat sich damit das Verdienst erworben, daß sich unsere polnischen Freunde nun darüber streiten können, welcher Richtung unter ihnen die Resolution des Kongresses eigentlich mehr Recht giebt. Unserer Ansicht nach der in dieser Zeitschrift von Fräulein Lugenburg vertretenen Richtung, aber wir müssen gleich hinzufügen, daß wir den Hinweis auf den „endgiltigen Sieg des Sozialismus“ ganz und gar nicht unterschreiben. Wenn die Italiener und andere Völker ohne diesen endgiltigen Sieg zu ihrer nationalen Befreiung gefangt sind, so ist gar nicht abzusehen, warum die Polen und andere noch nicht befreite Nationalitäten auf ein Ereigniß verwiesen werden sollen, das sicherlich nicht in der Form eines „endgiltigen Sieges des Sozialismus“ eintreten wird. Fräulein Lugenburg hat für die Taktik der Gruppe, der sie angehört, sehr viel trefflichere Argumente ins Feld geführt, als diesen utopischen Hinweis auf das jüngste Gericht.

Wie sich die Arbeiter nirgends durch den Hinweis auf die zukünftige Gesellschaft, wo es kein Lohnsystem mehr geben wird, auf die Dauer davon abhalten lassen, für unmittelbare Verbesserung ihrer Lage zu kämpfen, so wird sich auch kein Volk, keine Nationalität auf den Tag einer allgemeinen Befreiung vertrösten

lassen, sondern jede günstige Gelegenheit benutzen, ihre Freiheit schon vorher zu erringen. Das ist ihr gutes Recht, das wir ihnen selbst dann nicht streitig machen werden, wenn es mit unserem jeweiligen Interesse kollidirt und die Verhältnisse uns zwingen, um höherer Interessen willen gegen sie Stellung zu nehmen, wie das um die Mitte dieses Jahrhunderts von den europäischen Revolutionsparteien gegenüber den christlichen Unterthanen der Türkei geschehen ist.

Wir können darauf verzichten, eine nachträgliche Untersuchung darüber anzustellen, ob das immer richtig war, ob nicht manchmal in dieser Hinsicht mehr geschehen als nothwendig. Soviel ist jedenfalls unbestreitbar, daß die europäische Revolution lange Zeit Recht hatte, wenn sie in Rußland ihren Erbfeind und in Folge dessen in Rußlands Gegner, der Türkei, ihren zeitweiligen Verbündeten sah und sich jeder Schwächung dieses Allirten widersetzte. Speziell für Deutschland brauchen wir nur an Olmiß zu erinnern. Selbst wie die nationale Einigung Deutschlands heute beschaffen ist, ist sie nur durch Ueberrumpelung Rußlands möglich geworden; daß sie aber nur in der Form der Zerreißung Deutschlands möglich war, ist in erster Linie Rußlands Werk. Auch waren es nicht Humanitätsgründe, die 1875 Rußland veranlaßten, sich der von Bismarck und Moltke für nöthig gehaltenen erneuerten Heimsuchung Frankreichs zu widersetzen, sondern das Bestreben, Deutschland nicht zu stark werden zu lassen. Seitdem hat Rußland, trotz der Liebesdienste, die ihm Bismarck immer wieder geleistet, mehr und mehr sich zum Schutzherrn Frankreichs aufgeworfen, lange Zeit in der stillen Hoffnung, schließlich doch noch eine orleanistische Reaktion zu Stande zu bringen, die es erlauben werde, sich offen vor der Welt als Allirte zu zeigen. Schließlich hat Zar Nikolaus es für angezeigt gefunden, einen Schritt weiter zu gehen und der Republik einen Besuch abzustatten, wobei er indeß nicht versäumte, seine geliebten Orleans in jeder Weise auszuzeichnen.

Wenn beikünftig die Franzosen den russischen Autokraten mit Jubel empfangen, so ist das zu natürlich, als daß man sich darüber aufhalten oder durch Nebenarten hinwegtäuschen sollte. Es ist lächerlich zu sagen, daß die Franzosen bei der russisch-französischen Allianz nur die Zahlenden sind. Wenn dieses Bündniß Rußland zu einer unerhörten Machtstellung in Europa verholfen hat, so ist es andererseits Rußlands Fremdschaft zuzuschreiben, daß Frankreich sich in so kurzer Zeit wieder zur Position einer Großmacht ersten Ranges emporzuschwingen konnte, die in Europa, Asien und Afrika ein gewaltiges Wort in die Waagschale zu werfen hat. Ohne Rußland im Rücken hätte Frankreich heute schwerlich den größten Theil Hinterindiens, ganz Madagaskar, und ein Meilenstück Afrikas zu eigen. Die Franzosen sind ein kluges Volk, das bei aller Lebhaftigkeit wohl zu rechnen und namentlich auch die Geschäftsregel versteht, daß man jammern muß, wenn man es zu etwas bringen will. Außerdem kann man es ihnen nicht verdenken, wenn sie trotz aller Bethenerungen deutscherseits, daß man absolut nicht daran denke, Frankreich zu nahe zu treten, die Deckung durch die Freundschaft Rußlands vorziehen.

Wir wollen uns auch gar nicht darüber täuschen, daß das russisch-französische Bündniß bei einem großen Theil der französischen Arbeiter bis in die Reihen der Sozialisten hinein populär ist oder wenigstens als berechtigt anerkannt wird. Für denjenigen, der die Dinge nüchternen Blickes betrachtet, hatte es durchaus nichts Ueberraschendes und damit auch nichts zur Unterstützung Veranlassendes, als verschiedene sozialistische Gemeinderäthe es nicht lieber sich bekamen, gegen die Bewilligung der Mittel für die Empfangsfeierlichkeiten zu Ehren des Zaren zu stimmen. Der Satz, daß der Proletarier kein Vaterland hat, wird von dem

Augenblick an, wo, und in dem Maße modifiziert, als derselbe als vollberechtigter Staatsbürger über die Regierung und Gesetzgebung seines Landes mitzubestimmen hat, und dessen Einrichtungen nach seinen Wünschen zu gestalten vermag. Die Geschichte und die Institutionen Frankreichs wirken zusammen, in dem französischen Arbeiter Nationalgefühl zu entwickeln, und solange es überhaupt Nationen giebt, wird sich daran noch auf ziemliche Zeit hinaus wenig ändern. Auch schließt das Nationalbewußtsein internationales Denken und Handeln nicht aus, ebenso wenig wie die Internationalität die Wahrung nationaler Interessen verbietet. Wenn wir jedoch den französischen Sozialisten das Recht zuerkennen, innerhalb bestimmter Grenzen nationale Rücksichten gelten zu lassen, so schließt das auf der anderen Seite bereits ein, daß wir in Fragen der Weltpolitik nicht jedes Schlagwort unbesehen annehmen, das von der Seine herüberklingt.

Wenn Rußland auf Frankreichs innere politische Entwicklung nur geringen Einfluß auszuüben vermag, so ist es für Deutschlands politische Entwicklung ein ständiges und direktes Hinderniß. Mit dem zarischen Rußland im Rücken wird Deutschland es nie zu einer wirklichen politischen Freiheit bringen. Es ist nicht einmal als Großmacht nach Rußen hin frei. Seine ganze internationale Politik wird durch die Rücksichten gefälscht, die es heute auf den russisch-französischen Zweibund nehmen muß. Und um die Abhängigkeit noch zu erhöhen, predigt gerade jene deutsche Presse, die sich als die besonders nationale aufzuspüren liebt, eine stupide Anglophobie, dank deren wir am Vorabend eines russisch-englisch-französischen Bündnisses stehen, das Deutschlands Position noch unbehaglicher gestaltet als sie ohnehin ist. Der sozialistische „Labour Leader“ brachte jüngst eine Zeichnung, welche die Weisheit dieser Engländerhaft drastisch veranschaulicht. Der russische Bär und der gallische Hahn — letzterer schon im Bärenpelz — halten sich umschlungen und erdrücken dabei beinahe den zwischen ihnen stehenden Repräsentanten des deutschen Reiches, der mit gepreßter Stimme ausruft: „Oh, laßt uns gegen England losziehen“. Aber Bär und Hahn machen keine Miene, ihm den Gefallen zu thun.

Wie steht es nun im Orient? Ist die Türkei auch heute noch eine Deckung gegen Rußland? Kein Mensch mit gesunden Sinnen wird das behaupten wollen. Zerfressen im Innern, unfähig sich zu einem modernen Staatswesen emporzuarbeiten, ist sie das Spielzeug der russischen Diplomatie geworden. Auf Rußland blickt der Sultan als seinen vornehmsten Schutzgeist, wie Rußland pfeift, so tanzt er. In ihrer derzeitigen Verfassung ist die Türkei nicht nur keine bedeutliche Nachbarschaft für Rußland, sondern im Gegenteil die angenehmste, die es sich wünschen kann. Es ist keine Uebertreibung zu sagen, der Türke ist Rußlands Wachtposten am Bosphorus und an den Dardanellen.

Wie das gekommen ist, braucht hier nicht örertert zu werden. Genug, es ist so. Vor dreißig und vierzig Jahren war es möglich, eine Regenerationsfähigkeit der Türkei von innen heraus für möglich zu halten, heute kann nur davon träumen, wer die Augen absichtlich vor dem Licht der Thatfachen verschließt. Es ist nicht nöthig, die Ursache dieser Reformunfähigkeit in den besonderen Eigenschaften der Türken selbst und ihrer Religion zu suchen, obwohl diese unzweifelhaft auch ein Moment der Rückständigkeit der Einrichtungen des Landes bilden. Dagegen spricht nicht, daß Mohammedaner (aber nicht Türken) dem durch Barbareneinfälle zurückgeworfenen Süd-Europa gegenüber einst wirkliche Träger der Kultur waren. Sie waren das als Erben griechisch-alexandrinischer Wissenschaftspflege, die sie nicht sofort vernichteten, die sie aber, einmal auf ihre eigenen Hilfsquellen zurückgeworfen, weder weiter zu entwickeln noch auch nur

sich fortzuerhalten wußten. Ihre Religion, der Islam, hat sie nicht daran verhindert, wieder zu vollständigen Barbaren zu werden, er hat es, unter dem Einfluß orientalischer Lebensverhältnisse, eher befördert, denn er ist mit seiner Bestimmungslehre und seinen Sagenen die Religion von Barbaren: Nomaden, Kaufleute alten Stils, in Dorfgemeinschaften lebende Bauern.

Indeß die Religion allein kann auf die Dauer kein Volk in seiner Entwicklung aufhalten, wenn nicht andere Momente noch hinzutreten. Was die Türken verhindert hat, es zu einem modernen Staatswesen zu bringen, ist, daß sie in ihrem Reiche Eroberer geblieben sind, als Eroberer gewirthschaftet haben. Sie haben es nicht verstanden, die unterworfenen Völkerschaften zu assimiliren, sie haben sie nur auszurauben verstanden. Daß sie dabei die Henne, die ihnen die goldenen Eier legte, nicht abschlachteten, ist nur ein mäßiges Verdienst, immerhin kann anerkannt werden, daß sie nicht das grausame, blutgierige Paß gewesen sein können, als das sie von Kanzeldemagogen hingestellt werden. Sie waren eben Barbaren: Gewaltthätigkeit wechselte mit Indolenz ab. Die Naturalabgaben, die sie den unterworfenen Völkern abpreßten, bedrückten diese, aber erdrückten sie nicht. Leben und Leben lassen ist das Prinzip der Naturalwirthschaft. Ebenso entspricht der Naturalsteuer die lokale Selbstregierung, weil sie die Steuererhebung erleichtert. Die Freiheit in der Türkei, von der gern gesprochen wird, ist die Freiheit des vormodernen Staates, des Staates, der es noch nicht zu einer starken, allen seinen Bestandtheilen ihr Gesetz aufzwingenden Zentralgewalt gebracht hat. Der Sultan ist Despot in einem ganz anderen Sinne wie der Zar. Er hat nominell noch größeres Herrschaftsrecht als dieser, thatsächlich aber viel geringeres. Er herrscht durch Vasallen, die in ihrer Art wieder kleine Selbstherrscher sind und ihre Untervasallen haben, nicht durch eine zentralisirte, nach einheitlichen Bestimmungen aufgebaute Bureaukratie. Korrupt, zu Uebergriffen geneigt wie die russische Bureaukratie ist, ist sie doch kein Hemmniß der wirthschaftlichen Entwicklung des Landes, denn sie gewährt eine immer größere Sicherheit des Erwerbs. Die Paschawirthschaft in der Türkei dagegen ist direkt und ihrer ganzen Natur nach entwicklungsfeindlich.¹

So erklärt sich der sonst unbegreifliche Widerspruch, daß alle unterworfenen zivilisationsfähigen Völkerschaften der Türkei den russischen Absolutismus der türkischen „Freiheit“ vorziehen. Diese Freiheit entspricht der Freiheit des mittelalterlichen Feudalismus, die auch in vieler Beziehung größer war, als die des fürstlichen Absolutismus. Aber so wenig diese Erkenntniß uns veranlassen kann, uns nach der Rückkehr zum Feudalismus zu sehnen, so wenig können wir in der türkischen Freiheit einen Grund der Erhaltung der Armenier unter türkischer Herrschaft erblicken. An dieser Freiheit gehen sie zu Grunde, denn es ist die Freiheit einer Heerde von Blutigelu, sie auszusaugen, die Freiheit des Kurden und Tscherkessen, sie auszurauben und todzuschlagen. Konsulatsberichte von Vertretern aller Nationen haben die Grenel bestätigt, die diese Barbaren an wehrlosen Armeniern verübt haben, und die Sozialdemokratie sollte für den Nothschrei eines so entsetzlich bedrückten Volkcs kein Ohr haben?

¹ „In der That ist die türkische wie alle orientalische Herrschaft unverträglich mit kapitalistischer Gesellschaft; der ergatterte Mehrwerth ist nicht sicher in den Händen raubgieriger Satrapen und Paschas; es fehlt die erste Grundbedingung bürgerlichen Erwerbs: Sicherheit der kaufmännischen Person und ihres Eigenthums“. Friedrich Engels, „Die auswärtige Politik des russischen Zarenthums“, „Neue Zeit“, 8. Jahrgang, S. 193. Wie richtig dies ist, zeigt der wirthschaftliche Aufschwung in allen, der türkischen Herrschaft entzogenen Ländern.

Was „La Parbe“ in Heft 2 der „Neuen Zeit“ über die Zustände in Türkisch-Armenien schreibt, mag im Einzelnen etwas übertrieben sein, im Großen und Ganzen stimmt es mit den Konsulatsberichten und trägt es den Stempel der inneren Wahrscheinlichkeit an sich. Und trefflich hebt er die Grundursache hervor, die heute die Armenier zum Verzweilungskampf treibt: das Aufhören der von Marx als „eines der Selbsterhaltungsgeheimnisse des türkischen Reiches“ bezeichneten Naturalsteuer. Wenn Barbaren roh, aber menschlich sind, so lange naturwirthschaftliche Verkehrsverhältnisse um sie herum bestehen, so werden sie zu Teufeln, wenn sie in die Geldwirthschaft hineingerissen, vom Geldtrieb miterfaßt werden. Das hat sich überall in der Geschichte gezeigt, es wäre ein Wunder, wenn gerade in der Türkei diese Erfahrung nicht gemacht werden sollte. Aber die Thatfachen erzählen nur zu deutlich, daß es keine Wunder giebt.

Der riesig gesteigerte moderne Verkehr zieht die Türkei bis in ihre entferntesten Theile in den Bannkreis der kapitalistischen Zivilisation. Zu Urquibarts, des berühmten Türkenfreundes Zeiten, gab es noch keine Orientbahnen, die Ueberlandroute nach Kleinasien war unendlich umständlich, zeitraubend und sogar gefährlich, die Seereise ebenfalls schwerfällig und zeitraubend. Heute ist die Reise so oder so eine von Tausenden jährlich gemachte Vergnügungsfahrt, und entsprechende Umwälzungen haben sich in den Marktverhältnissen der Produkte des Orients vollzogen. Die Europäisirung der Türkei ist zwingender, das Mißverhältniß zwischen asiatischer Regierungsweise und europäischen Bedürfnissen schreiender denn je. Wie dies Mißverhältniß beseitigen? Das Rad der Geschichte läßt sich nicht zurückdrehen, vorwärts ist die Lösung. Aber ein großes Hinderniß steht dem im Wege. Nicht die Bosheit des Sultans, seine Unfähigkeit macht die Durchführung der unzähligemal versprochenen Reformen unmöglich. Zur gründlichen Reformirung der Türkei gehört eine starke Staatsgewalt, die deshalb noch nicht autokratisch zu sein braucht. Die bisherigen Reformen sind aber immer nur soweit durchgeführt worden, als sie dazu beigetragen haben, die Staatsgewalt zu schwächen. Wenn die Türkei zu Grunde geht, so geht sie an der Flickearbeit zu Grunde, die an ihr verübt worden, nicht an der Amputationen, denen sie unterzogen wurde. Die Amputationen haben der Anomalie der Beherrschung kulturfähiger Völker durch ein weniger kulturelles Schritt für Schritt abgeholfen, die Flickearbeit hat theils kulturfähige Völker unter türkischer Herrschaft gehalten, und ihnen nur den Widerspruch zwischen dieser und moderner Entwicklung deutlicher empfindlich gemacht, und andererseits tiefer stehenden Völkern oder Stämmen die Widersekllichkeit gegen die Centralgewalt erleichtert. Sie hat die Türkei in eine Art Desterreich in verschlechterter Ausgabe ausgestaltet, das sich im Innern nur dadurch erhält, daß immer ein Volksstamm gegen den anderen ausgespielt wird, wobei es, entsprechend der Landesgröße, nie ohne Blutergießen abgeht.

Kein Staat der Welt hat an der Fortdauer dieses Zustandes ein Interesse, außer — Rußland. Je schwächer, je mehr innerlich zerrissen die Türkei, ein um so willfähigeres Werkzeug in den Händen Rußlands ist sie. Rußland weiß, daß eine Okkupation des Bosporus ihm einen Weltkrieg auf den Hals laden würde, den es Grund hat, nicht zu riskiren, oder: den es keinen Grund hat, zu riskiren. Viel bequemer ist es ihm, den Schutzherrn und guten Freund des Sultans zu spielen. Da hat es in Faktto, was es braucht und mehr. Die Freigabe der Dardanellen für Kriegsschiffe ist ein zweischneidiges Schwert, denn sie würde eventuell zu einer Beschießung der russischen Häfen im Schwarzen Meer durch englische u. Kriegsschiffe einladen. Viel besser ist's, der Sultan bewacht die Dardanellen weiter für seinen guten Freund, den Zaren.

England kann sich mit dem Sultan nicht versöhnen, so lange dessen christliche Unterthanen unterdrückt sind. Das erlaubt das „nonkonformistische Gewissen“ nicht. Daher die Weigerung Rußlands, England bei seinen Bemühungen für die Armenier zu unterstützen. Es hat nicht nur keine Lust, ein „armenisches Bulgarien“ zu schaffen, es hat nicht einmal Gile, die türkischen Armenier in seine eigene Schutzherrschaft zu nehmen. Es weiß, daß diese Frucht ihm eines Tages doch in den Schooß fallen wird. Wenn inzwischen noch Tausende und Aber-tausende von Armeniern niedergemetzelt, armenische Frauen, Mädchen und Kinder brutal geschändet werden, was verschlägt's? Um so kostbarer die Situation für Rußland. Jedes Gemetzel verschärft den Gegensatz zwischen England und der Türkei und kittet das Band zwischen Zar und Sultan fester. Vom zarischen Standpunkt ist diese wirklich unaussprechliche Politik begreiflich, ist sie es vom deutschen?

Daß Deutschland, auch das offizielle, an der Stärkung Rußlands im Orient kein Interesse hat, daß vielmehr alle seine Interessen dagegen sprechen, Rußland dort zum Herrn zu machen, wurde schon ausgeführt. Wenn trotzdem die deutsche Diplomatie Rußlands Orientpolitik unterstützt, so thut sie es, wie wir zu ihrer Ehre annehmen wollen, der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb. Wir können nicht glauben, daß deutsche Staatsmänner heute noch sich freiwillig dazu hergeben können, eine so selbstmörderische Politik zu treiben. Aber die deutsche Politik hat sich in eine solche Sackgasse hineingelassen, daß man bei ihr auf das Schlimmste und Widersinnigste gefaßt sein muß. Steht es etwas, was einem patriotisch gesinnten Deutschen die Schamröthe ins Gesicht treiben muß, so ist es die Rolle, die Deutschland in der kretensischen Frage gespielt hat. Man betont sein Christenthum, baut eine christliche Kirche über die andere, spricht von christlicher Kultur, die erhalten werden müsse, und wie sich ein christliches Volk im Orient erhebt, um von einem halbbarbarischen Despoten die endliche Durchführung unzähligmale versprochener Reformen zu verlangen, da weiß man nichts Besseres als im Verein mit Rußland und unter zivilischem Beifall des Sachsenwäldlers gegen die „Rebellen“ eine Blokade ins Werk zu setzen. Zum Glück war der Erztory Salisbury so liberal, auf dieses Spiel nicht einzugehen, und die Ausführung der Blokade fiel zu Boden. Aber wie sehr dieser Streich die Popularität Deutschlands in der zivilisirten Welt erhöht hat, kann sich Jeder an den Fingern abzählen.

Wie gesagt, wir nehmen an, das offizielle Deutschland handle Kreta und Armenien gegenüber so, weil es muß, um größere Uebel von sich selbst abzuwehren. Aber das schließt nicht ein, daß die Sozialdemokratie diesen Dingen gegenüber stillschweigend zu verharren habe. Im Gegentheil. Weder mit den intimeren Gründen bekannt, welche die deutsche Diplomatie zu einer so unwürdigen Politik veranlassen, noch durch die Rücksichten gebunden, welche dieser obliegen, hat sie ihre Stimme zum Protest zu erheben, hat sie die Bewegung im Lande zu unterstützen, die von Deutschland energische Unterstützung der Armenier verlangt, hat sie eine Orientpolitik zu fordern, die bewußt und entschlossen darauf hinarbeitet, die Türkei durch Amputation des Nestes der zentrifugalen Theile und eine Verwaltung europäischen Stils in ein einheitliches, lebensfähiges Staatswesen zu verwandeln, das im Stande ist, auf eigenen Füßen zu stehen — heute die einzige Möglichkeit, die Türkei von Rußland zu emanzipieren.

Ob dieses Ziel unter den gegebenen Verhältnissen erreichbar ist, mag zweifelhaft sein; es wäre das aber kein Grund für die Sozialdemokratie, nicht darauf hinzuwirken. Als Oppositionspartei hat sie die Pflicht, für diejenige Politik einzutreten, die sie für die beste hält. Sie kann damit wenig verderben,

aber unendlich viel nützen. Einer tiefgehenden Bewegung im Lande gegenüber kann sich keine Regierung absolut taub verhalten, sie muß ihr in irgend einer Weise Rechnung tragen. Wir können also immerhin dazu beitragen, daß den Armeniern in irgend einer Weise Hilfe wird.

Vergessen wir Gines nicht. Es giebt nicht einen modernen Großstaat, der so wenig gethan, die Liebe der Völker zu gewinnen, wie Deutschland. Man sehe sich die Karte durch und lege sich die Frage vor: welchem Volk hat Deutschland zu seiner Freiheit verholfen? Fast überall wird man Deutschland auf der Seite der Unterdrückten, im Widerstand gegen die nationalen Freiheitskämpfe finden. Selbst wenn es einmal half, wie 1866 Ungarn und Italien gegenüber, half es unter Umständen, die nicht gerade sehr rühmendwerth sind. Und das sind noch Richtpunkte, sonst finden wir überall schwarz, schwarz, schwarz. Selbst die demokratischen Parteien Deutschlands sind oft genug genöthigt gewesen, sich Freiheitsbewegungen gegenüber ablehnend zu verhalten, dank der unglücklichen Lage Deutschlands und seiner unglücklichen Geschichte. Speziell im Orient ist das Blatt Deutschlands schwarz — von Anfang bis zu Ende. Ward je einmal ein Anlauf zum Besseren genommen, wie seinerzeit Bulgarien gegenüber, dann endete er mit um so schimpflicherer Preisgabe.

In der armenischen Frage haben wir endlich Gelegenheit, unsere Stimme für die Sache der Freiheit und Menschlichkeit im Orient zu erheben, ohne Furcht, dadurch dem Jazismus in die Hände zu arbeiten. Unser natürliches Mitgefühl für alle Unterdrückten, die gegen ihre Bebränger sich erheben, unser allgemeines Interesse am Fortschritt auch in jenen zurückgebliebenen Ländern und unser spezielles Interesse als Deutsche an der Schaffung geordneter Zustände und der Beendigung des nichtswürdigen Intriguenspiels im Orient gebieten es in gleicher Weise, diese Gelegenheit nicht unbenuzt vorübergehen zu lassen. Die englischen Sozialisten und Arbeiter haben unter verschiedenen Formen, aber in der Sache einstimmig sich für dies schmählich vergewaltigte Volk und die Beendigung der Paschawirthschaft in der Türkei erhoben, mögen die Deutschen nicht hinter ihnen zurückbleiben.

Frauenarbeit im Gärtnereibetrieb.

Von Berthold Hymann.

Die „Frauenbewegung“, soweit sie eine Bewegung der Frauen des Bürgerthums ist, hat als ihr höchstes Streben immer angesehen, die Anzahl von Berufen und Erwerbszweigen, welche dem weiblichen Geschlecht zugänglich sind, um einige zu erweitern. In höchst naiver Art hielt man die Ergebnisse dieser Bestrebungen für identisch mit einer fortschreitenden Befreiung der Frauen aus ihrer bisherigen Abhängigkeit von Familie und Gesellschaft. Es soll hier ganz davon abgesehen werden, daß in dem Kampfe um die soziale Selbständigkeit der Frau mitunter so egzentrisch verfahren wurde, daß man in der Berücksichtigung der rein physischen Daseinsbedingungen des Weibes bei der Berufswahl eine philiströse Lächerlichkeit erblicken zu müssen glaubte. Derartige Ueberspanntheiten reguliren sich gewöhnlich ganz von selbst. Es kann aber nicht davon abgesehen werden, daß in der Freude über einen den Frauen scheinbar neu eröffneten Beruf jegliche Rücksicht darauf außer Acht gelassen wurde, ob der neue Beruf nun auch noch ebenso seine Frau ernährt, wie er bis dahin schlecht und recht seinen Mann ernährt hatte.

Im Folgenden will ich ein Beispiel davon anführen.

In Heft 9 und 10 der von Frau Carter redigirten „Frauenbewegung“ veröffentlicht Sophie Hartmann einen Artikel unter dem Namen: „Der Beruf als

Gärtnerin.“ Sie begrüßt mit großem Enthusiasmus die Gründung einer neuen Gartenbauschule für Frauen, der Kolonie „Schneefengrün“ bei Plauen i. V. Dieselbe ist ein durchaus rationeller Großbetrieb, umfaßt ein herrschaftliches Wohnhaus mit Dekonomiegebäuden, sieben Gewächshäusern (mit über 400 Quadratmeter Flächeninhalt), Garten mit 150 Mistbeefenstern, Quelle und Teich, außerdem noch circa dreißig preußische Morgen, die zu verschiedenen Kulturen verwendet werden. In diesem auf einem umfangreichen Versandtgeschäft beruhenden Betrieb können Frauen und Mädchen, die es dazu haben, gegen Honorar und Pension, deren Höhe leider nicht angegeben wird, einen zweijährigen Kursus in allen für die theoretische und praktische Ausbildung erforderlichen Dingen belegen. Beliebt es den Schülerinnen, noch ein drittes Jahr dort zu verbleiben, so kann die Leitung des Instituts in eine Ermäßigung des Honorars für dieses dritte Jahr willigen. Das aber ist das Charakteristische an diesem ganzen Projekt, für das sich die „Frauenbewegung“ so ins Zeug legt, daß es auf nichts anderes hinausläuft, als ein Privatunternehmen dadurch finanziell sicher zu stellen, daß es seine Arbeitskräfte nicht nur nicht bezahlt, sondern sich sogar noch von ihnen etwas herauszahlen läßt. Es läßt sich gar nichts dagegen sagen, wenn für die im Sommer fast gar nicht stattfindenden, im Winter auch nur einen Theil der Zeit ausfüllenden Vorträge über Botanik, Zoologie, Chemie, Boden- und Düngerverlehr zc. ein Honorar erhoben wird. Aber durch nichts läßt es sich rechtfertigen, daß für die gesammte Thätigkeit des Sortirens, Aufbewahrens, Konservirens, Verpackens, Blumenbindens, Dekorirens zc. durch die gesammten drei Jahre ein Honorar entgegengenommen statt ausgezahlt wird, während ich feststellen kann, daß Berliner Gärtnereien mit der Ausbildung in diesen Dingen in sechs Monaten fertig werden, in der sie allerdings auch kein Honorar zahlen, wenn sich das Lehrlingsmädchen aber zu einjähriger Lehrzeit verpflichtet, in dieser Zeit bereits Wochenlöhne von 3 bis 5 Mark auszahlen.

Es muß leider konstatiert werden, daß diese auf großkapitalistische Interessenvertretung hinauslaufende Haltung der „Frauenbewegung“ auf nichts anderem beruht, als, wie Sophie Hartmann dies ausdrückt, auf dem Bestreben, die in das Erwerbsleben eintretende „gebildete Frau nicht auf den Standpunkt einer gewöhnlichen Arbeiterin herabdrücken zu lassen“, weshalb dieselbe einem Unternehmen zugeführt werden soll, „dessen Leitung eine gesellschaftliche Stellung einnimmt, durch welche immer der Kontakt mit den der Bildung der Schülerinnen entsprechenden Kreisen aufrecht erhalten werden kann“.

Da man aber unmöglich behaupten kann, daß jede dieser Schülerinnen von Hause aus so kapitalkräftig ist, um sich nach beendeter Lehrzeit in gleich rationaler Weise selbständig zu machen, sie bei geringem Kapital mit einem derartig günstig wirtschaftenden Großbetrieb aber absolut nicht konkurriren kann, so muß mit Ausnahme der Wenigen, die das Ganze als eine angenehme Zeitausfüllung vor der Verheirathung betrachten, darauf gerechnet werden, daß die meisten Schülerinnen nach ihrer Entlassung darauf angewiesen sind, eine Stellung zu suchen, in der sie die erworbenen Kenntnisse verwerten können. Es erscheint demnach wohl allen Leuten, ausgenommen den Damen von der „Frauenbewegung“, als selbstverständlich, daß es nicht nur erforderlich ist, den Frauen die Einführung in einen neuen Beruf zu ermöglichen, sondern daß das Hauptgewicht darauf zu legen ist, in welcher Weise die Arbeitsbedingungen in dem betreffenden Beruf zu gestalten sind, um durch das Eindringen der Frauenarbeit nicht ungünstig beeinflusst zu werden. Von einer Seite aber, welcher der Standesdünkel so über alles geht, daß sie, um ihn zu erhalten, die Lehrlingsausnutzung in der oben geschilderten Weise zu legitimiren sucht, ist nach dieser Richtung hin natürlich nichts zu erwarten.

Auf größere Lehrlingsausbeutung allein läuft aber das ganze Bestreben hinaus, der Frau den Gärtnerberuf zu eröffnen. Denn thatsächlich bleibt in dieser Beziehung den Frauen nichts mehr zu thun übrig, da die Frauenarbeit im Gärtnereibetrieb bereits ziemlich umfangreich eingeführt ist.

Die Erfahrungen haben nun bewiesen, daß die Ausübung des Berufs keineswegs eine so wohlthätige Wirkung auf die an ihm betheiligten Frauen ausübt, wie

Frau Hartmann behauptet. Wer den fortwährenden Aufenthalt im Freien als so gesund bezeichnet, betrachtet ihn von dem Gesichtspunkt desjenigen aus, der die schönen Tage dazu benutzt, dem Staube seiner Studirstube und der dumpfen Stadtkluft durch Spaziergänge in freier Natur ein Gegengewicht zu bieten. Ganz anders aber wirkt der Aufenthalt im Freien, wenn er mit schwerer beruflicher Arbeit verbunden ist. Die meist gebückte Haltung bei Pflege der Beete und Bodenkulturen, der unvermittelte Temperaturwechsel beim Betreten und Verlassen der Gewächshäuser, das Verrichten der nothwendigen Arbeit auch bei strömendem Regen sind keineswegs geeignet, auf die weibliche Konstitution und speziell auf die Athmungsorgane wohlthätig einzuwirken. Dazu kommen die allgemeinen Schädlichkeiten einer überlangen Arbeitszeit, die im Gartenbetrieb namentlich im Sommer, ähnlich wie in der Landwirthschaft, mit der Länge des Tages übereinstimmt.

Auf eine ihren Fähigkeiten und ihrem erlernten Wissen entsprechende Bezahlung haben die sich der Gartenarbeit widmenden Frauen auch nicht zu rechnen, denn schon heute erhalten Frauen in Gärtnereien der Provinz Posen, wo allerdings wohl die niedrigsten Löhne gezahlt werden, pro Tag 60 bis 70 Pfennig, jugendliche Arbeiterinnen 30 und 40 Pfennig. Die Lebensbedürfnisse einer Frau, die für ihren Beruf eine theoretische Ausbildung erfahren hat, können meiner Meinung nach auch mit der doppelten Summe obiger Löhne nicht gedeckt werden.

Doch spricht Frau Hartmann auch davon, daß die Schülerinnen nach ihrer Entlassung in Verkaufsstellen eintreten sollen, wobei ihnen durch das Institut, „um das Selbständigmachen zu erleichtern, Antheil an denselben Absatzquellen im Sinne genossenschaftlicher Uebereinkunft bei ihrem Austritt gewährt“ werden sollen. Es ist selbstverständlich und wird auch von Frau Hartmann gar nicht bestritten, daß hierzu ein je nach der vorhandenen Konkurrenz größeres oder kleineres Kapital gehört, das sein eigen zu nennen nicht Jedermanns Sache ist, namentlich nachdem mehrere Jahre hindurch so viel Geld für die Ausbildung verwendet wurde. Es tritt dann der auch von Frau Hartmann vorgesehene Fall der Benützung des von der Schule bereits eingerichteten Stellennachweises ein, und wir wären damit, da die Mehrzahl der Schülerinnen gezwungen sein wird, diesen Weg zu wandeln, vor die Nothwendigkeit gestellt, die bestehenden Arbeitsbedingungen in den städtischen Handelsgärtnereien daraufhin zu prüfen, ob sie geeignet sind, den in sie eintretenden Frauen rosige Aussichten für die Zukunft zu eröffnen.

In Berlin erstreckt sich die Arbeitszeit in den Gärtnereien im Sommer durchschnittlich von 7 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends mit 1—1½ stündiger Mittagspause, im Winter von ½8 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends. An den Tagen vor Todensonntag, Weihnachten, Neujahr, sowie an den Sonnabenden des Winters, an denen viele Festlichkeiten stattfinden, dehnt sich die Arbeitszeit bis Nachts 3, 4 und 5 Uhr aus, was jedoch nicht hindert, daß am anderen Morgen um ½8 Uhr die Arbeit wieder beginnt. In den Provinzstädten, in denen die Betriebe mit kleinerem Personal arbeiten, beschränkt sich diese unfröhliche Ueberarbeit vor den benannten Festtagen nicht auf einen Tag, sondern dehnt sich fast auf die ganze zweite Hälfte der Woche aus.

Die Gehälter beginnen mit 30 Mark, die eine zweite Binderin gewöhnlich erhält; der Durchschnitt liegt zwischen 50 bis 60 Mark, bei freier Station 10 bis 20 Mark. Die Gehälter steigen bei den Mädchen, welche von dem Geschäft dauernd behalten werden, bis zu 80 und 100 Mark ohne Station. Das trifft jedoch nur Wenige, da in der zwischen den Saisons, die vom September bis April gerechnet werden, liegenden Zeit die meisten ihre Entlassung finden, was bei der Beurtheilung der Gehaltsziffern in Betracht zu ziehen ist.

Außer zur technischen Arbeit werden die Mädchen mit Ausnahme der ersten Kräfte zum Verkaufen, Gängemachen, dem Reinigen und Aufwischen der Geschäftsräumlichkeiten herangezogen, sie müssen das zur Besorgung der Blumen nöthige Wasser selbst besorgen und ich kann Frau Hartmann versichern, daß auch Mädchen mit höherer Töchtererschulbildung und aus besseren Gesellschaftsschichten in solcher Weise „auf den Standpunkt einer gewöhnlichen Arbeiterin“ herabgedrückt wurden. Der Beruf wirkt durch die an sich schwere Arbeit, zumal bei so ausgedehnter Arbeits-

zeit, aufreibend und gesundheitszerrüttend. Daß viele Stehen und Laufen ist überaus schädlich, in Folge des fortwährenden starken Blumengeruchs leiden die Mädchen sehr unter Kopfschmerzen und haben nach kurzer Zeit den dringenden Wunsch, den Beruf zu wechseln. Doch werden sie ungern anderweitig angenommen, da sie der Ruf begleitet, daß sie in Folge der Zustände in ihrem Beruf auf Nebenverdienste direkt hingewiesen werden, und durch die Ausübung des Berufs ihren moralischen Halt verloren haben.

Die in den Gärtnereien übliche Tonart ist eine recht ordinäre und erst kürzlich ist durch eine Berliner Gewerbegerichtsverhandlung festgestellt worden, daß eine Angestellte durch Angebot von Ohrfeigen, gröbliche Beschimpfung und rohe Behandlung gezwungen wurde, den Betrieb eines Hoflieferanten ohne Kündigung zu verlassen.

Bei der Besserung dieser Zustände gilt es, den Hebel einzusetzen; es gilt nicht, alles anzubieten, um den Ausbeutern der Gartenarbeiter neue billige Arbeitskräfte zuzuführen, sondern den Arbeitern, ob männlichen, ob weiblichen Geschlechts, zu helfen, in Bezug auf Arbeitszeit, auf Lohn, auf Behandlung eine höhere Stufe zu erreichen. Wenn die bürgerlichen Frauen den weiblichen Arbeitern ihre besondere Unterstützung in den Kämpfen um ihre Besserstellung zu Theil werden lassen wollten, wer würde ihnen das verdenken? Wenn sie aber ihre ganze Aufgabe darin sehen, die Widerstandskraft der Arbeiterinnen durch Vermehrung des Angebots von billigen Arbeitskräften zu vermindern, wenn sie glauben, das weibliche Geschlecht dadurch zu heben, daß sie den Kreis der degradirten und prostituirten Arbeiterinnen erweitern, dann finden sie den entschiedensten Widerstand des Proletariats.

Eine neue Theorie der Vorgänge auf der Sonne.

Bei der ungemein großen Verschiedenheit zwischen den physikalischen Bedingungen auf der Sonne und auf unserem Planeten ist nicht zu verwundern, daß wir uns, was die einheitliche und befriedigende Erklärung der auf der Sonne beobachteten Erscheinungen angeht, noch sehr im Rückstande befinden. Aus diesem Grunde ist in neuerer Zeit eine ganze Anzahl von Hypothesen und Theorien entstanden, welche sich die Deutung eines mehr oder weniger umfangreichen Erscheinungsgebietes der Sonne zum Ziele stellen — Hypothesen und Theorien, welche naturgemäß in vielen Punkten sich widersprechen, in anderen wieder übereinstimmen.

Als jüngste Leistung auf diesem Gebiete haben wir heute eine Arbeit des Herrn J. Fényi, des Direktors der Sternwarte Kalocsa zu besprechen.¹

Es ist in den letzten Jahren mehrfach die Ansicht vertreten worden, daß wir die Vorgänge auf der Sonne gar nicht in ihrer wahren Gestalt beobachten, sondern durch optische Täuschungen verzerrt. Ganz besonders ist in dieser Beziehung einer vor etwa fünf Jahren erschienenen Arbeit von Herrn August Schmidt² zu gedenken.

In dieser Arbeit wurden eingehend die Erscheinungen untersucht, welche durch die Brechung der Lichtstrahlen entstehen, die von einem im Wesentlichen glühenden Gasball mit gewissen Eigenschaften ausgehen. Ein gewiß bemerkenswerthes Resultat dieser Untersuchung bestand darin, daß auf einem solchen Gasball unter anderem rein optische Erscheinungen sich zeigen müssen, welche sich mit den auf der Sonne beobachteten Protuberanzen vergleichen lassen. Es fragt sich nur, ob denn die Konstitution unseres Zentralkörpers wirklich von der Art ist, welche Herr Schmidt bei seinen Untersuchungen vorausgesetzt hatte, eine Frage, deren Beantwortung große Schwierigkeiten bietet, die höchst wahrscheinlich aber zu verneinen ist.

In richtiger Konsequenz geht deshalb auch Herr Fényi in seiner zitierten Arbeit von dem Prinzip aus, daß die Erscheinungen der Sonne, so wie sie sich unserem

¹ Astronomische Nachrichten 1896, Nr. 3355.

² Die Strahlenbrechung auf der Sonne. Ein geometrischer Beitrag zur Sonnenphysik. Stuttgart 1891.

Auge zeigen, als ungetrübte Wirklichkeit aufzufassen seien, so lange, bis das Vorhandensein von Täuschungen zweifellos bewiesen sei.

Herr Fényi beginnt mit der Untersuchung der Protuberanzen. Er erklärt sie als Eruptionen mächtiger Dampfblasen, welche im Wesentlichen aus Wasserstoff bestehen. Die Geschwindigkeit dieser Eruptionen ist eine sehr große. Bei einer Eruption am 30. September 1895 erreichte die Geschwindigkeit sogar die Größe von 746 Kilometern in der Sekunde, im Mittel betrug sie (bei derselben Protuberanz) 448 Kilometer.¹ Bei einem so enorm schnellen Aufstieg können die Dampfblasen, welche vorher unter einem sehr großen Drucke standen, sich hauptsächlich erst ausdehnen, wenn sie die Sonnenatmosphäre bereits passiert haben und in Höhen gelangt sind, die als verhältnismäßig stofflos angesehen werden können. Unter der Voraussetzung völliger Stoffleere berechnet Herr Fényi hiernach die Dauer, welcher eine Protuberanz zur Auflösung bedarf, indem diese mit derjenigen Geschwindigkeit erfolgt, mit welcher das Gas aus einem abgeschlossenen Gefäß unter dem gegebenen Druck in den luftleeren Raum ausströmen würde. So würde eine Wasserstoffkugel von 11600 Kilometern Durchmesser und einer Temperatur von 10000 Grad sich in etwa 14 Minuten 41 Sekunden auflösen. Die Ausströmungsgeschwindigkeit ergiebt sich zu $9\frac{1}{4}$ Kilometern in der Sekunde, und die Dicke der Schicht, welche sich in einer Sekunde ablst, zu etwa $6\frac{1}{2}$ Kilometern. Diese Daten stimmen im Allgemeinen mit den Beobachtungen überein. Hieraus und aus einigen weiteren Schlussfolgerungen folgt in Uebereinstimmung mit den Resultaten anderer neuerer Untersuchungen, daß man die Temperatur dieser Dampfblasen durchaus nicht übermäßig hoch anzusetzen braucht; Temperaturen bis zu 100000 Grad im Innern der Sonne reichen zur Erklärung selbst der mächtigsten Eruptionen aus.

Diesen Eruptionen schreibt Herr Fényi auch die Entstehung der Corona zu. Er erklärt sie als die nebligen Verdichtungsprodukte der Protuberanzgase, also — was das Wesentlichste ist — als ein materielles Phänomen. Daß ihre Partikelchen nicht mehr vorwiegend selbst leuchten, sondern nur noch reflektirtes Sonnenlicht ausstrahlen, verleiht ihnen ihr silberweißes, heiligenscheinartiges Aussehen. Diese Staubmassen werden oft auch von den noch nicht verdichteten Protuberanzgasen mit in die Höhe gerissen und fallen dann theils in mehr oder weniger gekrümmten Bahnen auf die Sonne zurück, theils mügen sie auch so weit fortgeschleudert werden, daß sie nicht mehr auf die Sonne zurückfallen.

Die wieder auf die Sonne zurückstürzenden Staubmassen müssen an den Aufnahmestellen notwendig eine bedeutende Wärme- und Lichtentwicklung verursachen — und somit wären auch die Sonnenfackeln erklärt. Diese Entstehungsweise der Fackeln erklärt auch ihr stets auffallendes, reliefartiges, plastisches Hervortreten.

Endlich — last not least — stellt Herr Fényi auch die Sonnenflecken als Folgen der Protuberanzen hin. Die niederstürzenden Gasmassen veranlassen abwärts gerichtete Strömungen, deren Temperatur durch die Zunahme des Druckes noch erhöht wird; hierdurch werden die Verdichtungsprodukte der obersten Schichten aufgelöst, die Gase werden durchsichtiger, klarer, gestalten somit den tieferen Schichten eine intensivere Wärmeausstrahlung, Abkühlung — und der Sonnenfleck ist fertig.

Diese zuletzt entwickelte Fleckentheorie ist völlig identisch mit der vor etwa drei Jahren von Herrn Egon von Oppolzer² aufgestellten. Daß wesentliches Verdienst des Herrn Fényi besteht in diesem Punkte darin, daß er eine völlig plausible Ursache der absteigenden Gasströmungen angiebt, was Herr von Oppolzer noch nicht vermochte.

Dies ist im Großen und Ganzen die von Herrn Fényi entwickelte, theilweise neue Sonnenheorie. Was an ihr besonders sympathisch ist, ist ihre Einheitlichkeit, die Zurückführung der verschiedenen Erscheinungen auf ein Grundphänomen. Freilich hat auch sie ihre schwachen Punkte, welche sie in mancher Hinsicht verbesserungsbedürftig machen; es ist jedoch hier nicht der Ort, diese Streitfragen zu diskutieren. F. H.

¹ Vergl. „Astronomische Nachrichten“ 1896, Nr. 3335.

² Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, 1893, Band 52, Abtheilung 2a, S. 375.

N o t i z e n.

Die Galben. Im vorigen Jahrgang der „Neuen Zeit“ — Nr. 51 — besprach ich das Pamphlet des Herrn v. Wencffern über Mary. Dabei ging ich zur Erläuterung der Frage, weshalb dies kapitalistische Plaidoyer in der kapitalistischen Presse keinen Widerhall gefunden habe, mit einigen Sätzen auf die von mir in der „Leipziger Volkszeitung“ ausführlich besprochene populäre Volkswirtschaftslehre von Herrn Karl Jentsch ein, die mit ihrem „platt-vulgären Bleche“ dem Geschmack des kapitalistischen Publikums mehr zusage, als Herr v. Wencffern mit seinem „höheren Bleche“. Hierüber erbosten sich die „Grenzboten“, die in demselben Verlage erscheinen, in dem auch das Buch des Herrn Jentsch erschienen ist. Soweit es nöthig war, habe ich in der „Leipziger Volkszeitung“ darauf geantwortet; an dieser Stelle will ich nur noch mit einigen Worten auf die Verdächtigung eingehen, wonach ich im „Interesse des Dietschen Verlages“ das Buch des Herrn Jentsch „abgeschlachtet“ haben soll.

Welche Gründe haben die „Grenzboten“ zu ihrem ehrabschneiderischen Vorwurfe? Ist jemals früher Herr Jentsch in der „Neuen Zeit“ getadelt oder gar ungerecht getadelt worden? Im Gegentheil — seine früheren Schriften sind sehr günstig in der „Neuen Zeit“ kritisiert worden: siehe Band XI, 2, 693 und Band XII, 2, 680. Oder habe ich sonst je Schriften aus dem Verlag der „Grenzboten“ in der „Neuen Zeit“ ungerecht oder überhaupt nur getadelt? Im Gegentheil: ich habe Band X, 2, 417 Wustmanns „Allerhand Sprachdummheiten“ und noch vor wenigen Wochen Band XIV, 2, 641 Goehres „Geschichte der evangelisch-sozialen Bewegung“, beide so ausführlich wie wohlwollend besprochen, ungerchnet daß ich oft genug die „Grenzboten“ als ein in seiner Art ganz verständiges Blatt erwähnt habe. Nach so vielen Proben loyaler Kritik sollten die „Grenzboten“ doch nicht gleich mit Schmutz werfen, wenn nun auch einmal ein Geschwister aus ihrem Hause als mißrathen gekennzeichnet wird.

Und zwar mit Recht als mißrathen gekennzeichnet, wie die „Grenzboten“ ganz gut wissen. Weshalb gehen sie in dem seitenlangen Bombast über meine angebliche „Hinrichtung“ des Herrn Jentsch nicht mit einer Silbe auf die Sache selbst ein? Weshalb thun sie so, als handle es sich zwischen Herrn Jentsch und mir um sublimen Probleme, an deren Lösung „alle bedeutenden Männer“ längst verzweifelt hätten, als hätte ich Herrn Jentsch „abgeschlachtet“ wegen Meinungsverschiedenheiten über Fragen, über die es verschiedene Meinungen geben kann? Von alledem ist ja gar keine Rede gewesen. Hätte Herr Jentsch Leute, wie Ricardo und Mary, aus freier Faust für „unsinnige“ Kerle erklärt und aus den Tiefen seines schöpferischen Genies eine neue Volkswirtschaftslehre geboren: von meinem Wege wäre er in diesem harmlosen Vergnügen nie gestört worden. Was ich getadelt habe, ist nur das geniale Verfahren, den „Unsinn“ von Ricardo und Mary dadurch zu beweisen, daß Herr Jentsch diesen Denkern Behauptungen in den Mund legt, die sie nicht nur nicht aufgestellt, sondern gegen welche sie sich — Ricardo sogar schon vor achtzig Jahren — ausdrücklich verwahrt haben. Ueber diese Methode eines Schriftstellers, der ein größeres Publikum, das ihn nicht kontrolliren kann, zu unterrichten beansprucht, kann es nicht zweierlei Meinungen geben, und das ganze Geschwafel der „Grenzboten“ über „achtzehnjährige Sozialdemokratenbibeln“ u. s. w. ist das Gerede einer tödtlichen Verlegenheit, die Dinge vertheidigen will, welche unter anständigen und verständigen Leuten sich nicht vertheidigen lassen.

Indessen das sollte ihnen gern geschenkt sein, wenn sie sich nur nicht noch erdreistet hätten, von dem „Interesse des Dietschen Verlages“ zu reden. Aus den obigen Ausführungen ergibt sich zur Genüge die — Wahrhaftigkeit der noblen Unterstellung. Es ist bemerkenswerth, daß diese anmutige Kampfweise gegen die „Neue Zeit“ zum zweiten Male binnen wenigen Wochen aus derselben Ecke der bürgerlichen Welt aufsteht: aus dem Kreise jener Galben, die gern möchten, aber nicht können. Es scheint, daß die guten Leute und schlechten Musikanten sich über die Rolle

täuschen, die ihnen beschieden ist. Wenn sie als Zersezungsbazillen in der bürgerlichen Gesellschaft wirken wollen, so ist das ja ganz hübsch und nett. Aber wenn sie wieder ins Unreine bringen wollen, was die großen Denker der politischen Oekonomie und des wissenschaftlichen Sozialismus längst ins Reine gebracht haben, so muthen sie sich mehr zu, als ihren schwachen Leibern frommt. So fett fidelt Luz nicht, wie es bei meinem Landsmann Reuter heißt. Und sie verbessern ihre Lage am wenigsten, wenn sie eine grausame Enttäuschung hinter giftigen Verdächtigungen verstecken wollen.

Berlin, 13. Oktober 1896.

J. Mehring.

Die Strafanstalten des Königreichs Bayern (Zuchthäuser, Gefangenanstalten und Arbeitshäuser) beherbergten nach amtlichen Mittheilungen¹ zu Beginn des Jahres 1894 im Ganzen 7569 Insassen, d. i. um 123 mehr als im Vorjahr, und 90 weniger als in der 15jährigen Durchschnittsperiode 1876—1890. Von je 1000 Gefangenen befanden sich am Ende des Jahres:

3 n	1876—1890 durchschnitt.	1891	1892	1893 ²
Zuchthäusern . . .	487	447	448	404
Gefangenanstalten .	899	427	424	467
Arbeitshäusern . . .	114	126	128	129

Sagt man, was in obengenanntem Quellenwerke leider nicht geschieht, den Ermittlungen über den Stand der Strafanstaltsbevölkerung die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 zu Grunde, so ergeben sich sehr beachtenswerthe Resultate, besonders bei einer Auscheidung der Sträflinge nach dem Geschlecht. Darnach waren von der 2731120 Seelen betragenden männlichen Bevölkerung des Königreichs 6587, von den 2863862 weiblichen Einwohnern 982 in Strafanstalten internirt. Dies ergibt auf je 100000 männliche Einwohner Bayerns 241, auf ebenso viele weibliche 34 Gefangene (bei welcher Berechnung beiderseits die strafunmündige Bevölkerung mit eingerechnet ist). Die männliche Kriminalität des Königreichs Bayern erscheint also, nach dem Stande der Strafanstaltsbevölkerung zu Beginn des Jahres 1894 beurtheilt, um etwa das Siebenfache höher als die weibliche. — Der Familienstand der Gefangenen geht aus folgenden Relativzahlen hervor. Unter je 1000 Gefangenen der beiden Geschlechter waren:

In den Jahren	Ledige	Verheir. oder verwitwete	Ledige	Verheir. oder verwitwete
	Männer		Weiber	
1876—1890	759	241	715	285
1891	772	228	735	265
1892	782	218	735	265
1893	799	201	721	279

Auf die Gesamtbevölkerung des Königreichs berechnet, treffen auf 100000 Einwohner überhaupt 132, auf ebenso viele Ledige 173, Verheirathete oder Verwitwete 75 in Gefangenanstalten Befindliche. Die ungünstige Position der Ledigen

¹ „Generalbericht über die Sanitätsverwaltung im Königreich Bayern“, herausgegeben vom königl. Staatsministerium des Innern, XXV. Band. München 1895, Verlag von Fr. Bassermann.

² Dabei ist zu berücksichtigen, daß im Jahre 1893 die Anstalt Lichtenau endgiltig aus der Reihe der Zuchthäuser ausgeschieden und in die der Gefangenanstalten übergetreten ist und zwar mit einem Gesamtbestand am Schlusse des Jahres von 433.

beider Geschlechter springt dabei in die Augen. Wenn die Kriminalität der weiblichen Ledigen dabei ein etwas günstigeres Verhältniß aufweist, als die der männlichen, so hängt dies offenbar mit der Thatsache zusammen, daß die Jungfrauen durchschnittlich in früherem Alter zur Ehe gelangen, als die jungen Männer.¹ Im Allgemeinen ist bei der überraschend hohen Kriminalität der Ledigen zu berücksichtigen, daß, wie durch eingehende kriminalistische Ermittlungen besonders in Belgien, England und Frankreich nachgewiesen, die Neigung zu Verbrechen in den Jahren der größten Produktivität des Individuums, also etwa im fünften und sechsten Lebensjahrsstuf, am stärksten ist. Es darf uns deshalb nicht Wunder nehmen, wenn in den Strafanstalten Bayerns unter je 1000 Gefangenen im Jahresdurchschnitt 1876—1890 569, in 1891 620, 1892 gar 652 und 1893 577 das dreißigste Lebensjahr noch nicht erreicht hatten. Aus der durch genaue Ermittlungen für das Deutsche Reich festgestellten Thatsache nun, daß von 10000 im Alter von 20 bis 30 Jahren Stehenden noch 6525 ledig und erst 3419² verheirathet waren, erklärt sich zur Evidenz die im Verhältniß zu den Verheiratheten drei- bis vierfach höhere Kriminalität der Ledigen. — Eine genaue Aufschiedung der Gefangenen sämtlicher Anstalten nach Alter und Geschlecht ergibt folgende Vertheilung. Von je 1000 Gefangenen zu Beginn des Jahres 1894 waren alt:

Bei den	In den Jahren	Unter 20 Jahren	20—30 Jahre	30—40 Jahre	40—50 Jahre	50—60 Jahre	Ueber 60 Jahre
Männern	1876—90	147	421	224	133	57	18
	1891	232	378	191	118	61	20
	1892	253	392	181	105	52	17
	1893	177	388	226	128	58	23
Weibern	1876—90	142	443	209	138	51	16
	1891	143	542	149	116	34	16
	1892	239	413	175	107	50	16
	1893	126	534	168	106	45	21

Hieraus ist ersichtlich, daß der Prozentsatz der jugendlichen Personen in sämtlichen Anstalten beim männlichen Geschlecht um 3 Prozent gestiegen, beim weiblichen dagegen um 1,6 Prozent gesunken ist. Die stärkste Differenz gegenüber der fünfzehnjährigen Durchschnittsperiode 1876—90 zeigt sich bei der weiblichen Altersgruppe von 20 bis 30 Jahren, woselbst eine Zunahme von 9,1 Prozent, d. h. um mehr als ein Fünftel der Durchschnittszahl, eingetreten ist. — Interessante Resultate ergeben sich auch bei Betrachtung des Gefangenenbestandes nach dem Gesichtspunkt der Religionsangehörigkeit. Auf 1000 Gefangene kamen:

In den Jahren	Bei den Männern			Bei den Weibern		
	Katholiken	Protestanten	Sraeliten	Katholiken	Protestanten	Sraeliten
1876—90	793	202	5	779	219	2
1891	770	225	4	797	203	—
1892	765	230	4	768	227	4
1893	775	220	4	770	228	1

Ein zuverlässiges Bild von der Kriminalität der verschiedenen Konfessionen läßt sich jedoch erst gewinnen, wenn man auch hier, was in den genannten amtlichen

¹ Im Königreich Preußen z. B. waren im Jahresdurchschnitt 1871—85 von je 10000 bis 30 Jahre alten Angehörigen der beiden Geschlechter verheirathet: bei den Männern 6793, bei den Frauen dagegen 8022.

² Von den zur Summe von 10000 noch fehlenden 56 sind 49 bereits geschieden, 7 verwitwet.

Mittheilungen ebenfalls nicht geschieht, der Berechnung die numerische Stärke der einzelnen Bekenntnisse im Königreich zu Grunde legt. Die Volkszählung vom 1. Dezember 1890 ergab für Bayern die Ortsanwesenheit von 3959077 Katholiken, 1571863 Protestanten und 53885 Israeliten. Der Gefangenenbestand zu Beginn des Jahres 1894 betrug, nach Konfessionen geschieden, in derselben Reihenfolge 5864, 1674, 30. Von je 100000 Angehörigen des betreffenden Bekenntnisses befanden sich demnach in den Strafanstalten des Königreichs bei den Katholiken **148**, Protestanten **106**, Israeliten **56**.¹ Wir halten es jedoch nicht für angängig, aus diesen Ergebnissen irgend welche Schlüsse auf die moralische Bedeutung und den sittlichen Einfluß der verschiedenen religiösen Anschauungen zu ziehen, glauben vielmehr, daß die dabei hervortretenden Unterschiede zum größten Theile auf die sonstigen sozialen und wirtschaftlichen Umstände zurückzuführen sind, unter denen die Bekenner der einen oder anderen dieser Konfessionen gerade leben. DStar Gef.

Das große Elend der Brüsseler Gemeindegelübter weist ziffernmäßig eine Enquete nach, welche auf den Antrag des sozialistischen Gemeinderaths Furnemont 1894 veranstaltet wurde, und deren Ergebnisse im Januar dieses Jahres veröffentlicht worden sind. Die Enquete erstreckte sich auf die Ernährung, Kleidung und Wohnung der Kommunalgänger und wurde mit Hilfe des Lehrpersonals der Schulen, der städtischen Ärzte und der Polizei geführt. In Ansehung an die Enquete sollte sich das städtische Kollegium mit der Frage beschäftigen, wie hoch sich die Mittel für Maßnahmen belaufen würden, um die materiellen Bedürfnisse der nothleidenden Schulkinder auf Kosten der Stadt zu befriedigen. Die vorgenommenen Erhebungen zeichnen folgendes traurige Bild von den Verhältnissen der Gemeindegelübter: 2442 Kinder oder 16,89 Prozent der Schulbevölkerung waren schlecht beschuht. 3619 Kinder oder 25,04 Prozent der Schulbevölkerung waren schlecht gekleidet. 3031 Kinder oder 20,97 Prozent der Schulbevölkerung wurden ungenügend ernährt. Die angegebenen Zahlen erschöpfen noch nicht das Elend der Kleinen, denn die ausgenommene Statistik führt weiter an, daß 2749 Kinder gewöhnlich Holzschuhe tragen, 298 Kinder — auch mitten im Winter — sogenannte Morgen- oder Haus-
schuhe und 1015 Kinder Galoschen, Espadrilles (Schuhe aus Segelleinwand mit aus Bindfaden geflochtenen Sohlen, wie sie die Vasken tragen) zc. 4402 Kinder sind also ungenügend beschuht. Zusammen mit den als „schlecht beschuht“ angeführten 2442 Kindern müßte also für 6442 Kinder geeignete Beschuhung beschafft werden.

Was die Kleidung der Kinder anbetrifft, so wird in der Enquete die Ansicht geäußert, daß Kinder, deren Kleider „sauber und sorgsam gehalten sind“, keiner Zuweisung von Kleidungsstücken durch die Stadt bedürfen. Unseres Erachtens ist die sauber und sorgsam gehaltene Kleidung der Kinder noch kein Beweis dafür, daß eine Familie eventuell nicht mit dem bittersten Elend zu kämpfen hat. Die Armut erschwert Keilichkeit und Ordnung, aber sie schleßt sie nicht aus.

Auch bezüglich der Ernährung der Kinder geht aus der Enquete nicht klar hervor, unter welchen Bedingungen sie als „ungenügend ernährt“ gerechnet werden. Die städtischen Ärzte scheinen für die Beurtheilung der vorliegenden Verhältnisse nicht den gleichen Maßstab angewendet zu haben. Die Einen erachten die Ernährung als ungenügend, wenn der Schüler nicht täglich Fleisch isst; Andere dagegen erst dann, wenn er wöchentlich auch nicht ein einziges Mal Fleisch genießt. Die Mehrzahl scheinen ihr Urtheil auf Grund des Neußerens der Schüler abgegeben zu haben. Ein Arzt erklärt, gestützt auf zahlreiche Anfragen, daß der Speisezettel der Kinder, deren Ernährung als „mittelgut“ bezeichnet werden darf, meist folgendermaßen ausfiel: Sonntags: Bouillon und gekochtes Rindfleisch; Montag: kaltes gekochtes Rindfleisch vom vorigen Tage; Dienstag und Mittwoch: Kartoffeln mit Speck; Donnerstag: Schweinefleisch; Freitag: Fische (Schellfisch, Stockfisch oder Häring); Samstag:

¹ Nach Dr. C. Wischler in Dr. G. v. Mayrs „Allg. Statist. Archiv“, 3. Jahrgang, I. Halbband, S. 368, kommen auf 100000 Personen der strafmündigen Zivilbevölkerung des Deutschen Reiches Verurtheilte bei den Katholiken 1238, Protestanten 1039, Israeliten 87.

Kasdaunen. Milch erhalten die Kinder sehr wenig. Pferdefleisch wird sehr viel konsumirt. Die Butter wird sehr oft durch amerikanisches Schweineschmalz und Syrup ersetzt. Von 207 Kindern (achtzehnte Gemeindefchule) und 191 Kindern (sechste Gemeindefchule), welche „ungenügend“ ernährt befunden wurden, waren 118 bezw. 101, deren Ernährung „absolut ungenügend“ war. In der sechzehnten, siebenten und fünften Elementarschule waren 51, 48 und 37 Prozent der Schüler schlecht genährt; im zehnten, fünften und ersten Kindergarten 51, 33 und 31 Prozent. Der Direktor der sechzehnten Gemeindefchule erklärt, daß man öfter Schülern zu essen geben muß, die zum Unterricht kommen, ohne irgend etwas geessen zu haben. Viele Schulversäumnisse werden nach ihm verursacht durch den Mangel an Kleidung, Schuhen und Nahrung. Mehrere andere Schuldirektoren und Direktionen sagen ähnlich aus. Von einer Seite wird neben dem Mangel am Nöthigsten die von den Kindern geforderte Arbeit als Ursache der Schulversäumnisse bezeichnet. 684 Kinder oder 4,73 Prozent der Schulbevölkerung schlafen nicht in einem Bett; 110 Kinder schlafen in einem Souterrain oder Keller; 3294 in dem Zimmer, wo gekocht und gewohnt wird. Eine Schuldirektorin erklärt, daß unter den Schülern die Epidemien sehr häufig sind „in Folge der schlechten Beschaffenheit der Wohnungen, von denen die meisten ungesund sind“. Und das städtische Kollegium gelangte zu dem folgenden charakteristischen Schluß: „Am ihre Unterstützungsberechtigung in der Stadt zu erhalten, pferchen sich die armen Leute in engen Wohnungen zusammen, und der Mangel an Betten bei ihnen ist oft nicht bloß eine Folge des Elends, sondern auch des geringen Raums in den Wohnungen. Ihnen Betten und Matrasen zu geben, ist unnöthig, denn sie hätten keinen Platz, diese unterzubringen.“

Was Mittel und Wege zu Gunsten der ungenügend und schlecht genährten, beschuhten und gekleideten Gemeindefchüler anbetrifft, so ist das städtische Kollegium der Ansicht, daß die gegenwärtige Art der Hilfsleistungen weiter bestehen soll, „mit Detailverbesserungen vielleicht und nöthigenfalls durch Geldzuweisungen unterstützt, die so reichlich als möglich festgesetzt werden müssen.“ So viel uns bekannt ist, versorgt seit dem Jahre 1888 der „Cercle du Progrès“ bedürftige Schulkinder mit der sogenannten „soupe scolaire“ (Schulsuppe) und Kleidern. Bereits drei Jahre später hatte sich die Zahl der unterstützten Kinder verdreifacht, die Kosten für die ihnen gewährte Unterstützung waren vervierfacht, mit jedem Jahr ist die Zahl der nothleidenden Kleinen gestiegen. Die Stadt Brüssel gewährte in Anbetracht dieser Verhältnisse dem „Cercle du Progrès“ einen Zuschuß zur Bestreitung der Kosten. Außer dem genannten „Cercle“ suchen noch zahlreiche Wohlthätigkeitsvereine das schlimmste Elend der Schulkinder zu lindern. Daß die Privatwohlthätigkeit außer Stande ist, der nachgewiesenen Noth abzuhelfen, liegt auf der Hand.

••••• Feuilleton. •••••

Die Anfänge der Romantik.

Kritische Studie über das Zeitalter der großen Revolution.

Von Paul Lafargue.

(Fortsetzung.)

René, den das Unglück verfolgt, seitdem er den Mutterschooß verlassen, und den der Vater verstößt, findet nur Verständnis und Liebe bei seiner Schwester Amélie. Er belohnt die Zärtlichkeit, die sie seit seinen Kinderjahren an ihn verschwendet, indem er ihrer nur erwähnt, um seine Erzählung dramatisch wirksam zu gestalten, seine Person hervorzuheben und sich die Komplimente sagen zu lassen, die er sich anständiger Weise nicht gut selbst sagen kann. „Die Erde bietet nichts, was René's würdig wäre“, erklärt Amélie. Die Anbetung des eigenen

Ich's ist René's hervorstechendste Eigenschaft. In jenen Tagen der Revolution mußte man seiner Zuneigung die denkbar kleinste Ausdehnung geben, sie gleichsam innerhalb der eigenen Haut kondensiren, wie der griechische Philosoph all' seine Schätze in seinem Hirn mit sich trug. Nur so bot man dem Unglück eine möglicht kleine Angriffsfläche. Der kalt-grausame Egoismus war in jener Zeit eine für die Erhaltung des Individuums nöthige Eigenschaft. „Interesse und menschliches Herz sind zwei gleiche Worte“, erklärte brutal Chateaubriand in seinem „Essai“ (S. 601).¹ Allein den René des Jahres 1802 war die naive Freimüthigkeit des René vom Jahre 1797 abhanden gekommen. Sie verbargen die auf das eigene Ich konzentrirte Liebe unter Bergen sentimentaler Phrasen, um glauben zu machen, daß sie ihr Herz an die Menschheit und die gesammte Natur in freigeigigster Weise verschwendeten. Prosa und Gedichte triefen von humanitären Gefühlen. Das Wort Philanthropie, das vor der Revolution schließlich in die Sprache eingeschmuggelt worden war, tönte nun von Aller Lippen. Auguste Comte, der pedantische und beschränkte Bourgeoisphilosoph, erachtete das Wort später für abgegriffen und führte ein Synonym dafür ein: Altruismus.

Amélie, die ebenso wie René aus dem väterlichen Hause verstoßen wurde, hatte kein Vermögen. Die standesgemäßen Gatten waren äußerst dünn gesät, während es Ueberfluß von heirathsfähigen Mädchen auf dem Chemarkte gab. Die Frage des Lebensunterhalts und Lebensinhalts dieser Mädchen war eine der sozialen Fragen jener Zeit, welche z. B. Say durch seine 1800 veröffentlichte platte Utopie „Olbie“ zu lösen suchte, indem er die Errichtung weltlicher Klöster für Mädchen und Witwen nach Art der flandrischen Beguinenhäuser vorschlug. Der Katholizismus hatte den mitgiftlosen Töchtern der Aristokratie vor der Revolution in den Klöstern ein Asyl geboten. Auch Amélie konnte sich noch in ein solches zurückziehen. Aber René's Schwester konnte unmöglich wie jede andere gewöhnliche Sterbliche den Schleier nehmen. Sie weihte ihr Leben Jesu, dem Seelenbräutigam, während ihr Herz von einer verbrecherischen Leidenschaft durchwühlt ward. Als Atalaz Mutter in ihrem Schooße das Kind des Spaniers Lopez, des Feindes ihrer Rasse, sich regen fühlte, heirathete sie „den großherzigen Sinaghap, der durchaus einem König gleich und von den Völkern wie ein guter Geist geehrt wurde“. Die Blutschänderische Liebe seiner Schwester liefert René den Stoff zu der Hauptzene des Romans. Die Blutschande ist eines der effektivsten literarischen Hilfsmittel der Romantiker.

Die Szene, in der Amélie den Schleier nimmt, ist hochdramatisch. Ihre mit Blutschande und religiösem Mystizismus gewürzte Leidenschaft schießt kräftig ab von den endlosen und banalen Betrachtungen René's über das Schicksal der Reiche, sowie von seinen sentimentalen, thränenreichen Deklamationen über die Schwachheit der menschlichen Natur und seinen melancholischen und langweiligen Ergüssen über die Einsamkeit. Die Tendenzromane waren damals an der Tagesordnung. Der „Mercure“ vom 1. Germinal des Jahres IX schrieb: „Der Roman ist nur ein Vorwand, der Zweck ist, von sich selbst zu sprechen; der Roman ist eine Arena, in der man angreift und sich vertheidigt. Die Anspielungen an die persönliche Haltung, die persönlichen Ueberzeugungen und Ansichten des Verfassers kehren unaufhörlich wieder. Im Roman führt der Verfasser seine Politik, seine Moral, seine Literatur, seinen Ruf, sein Talent, sein Geschlecht zum Siege.“ —

¹ Der Egoismus ist die Bourgeois-tugend par excellence geblieben. Er ist das naturnothwendige Produkt des kapitalistischen Wirtschaftssystems und der freien Konkurrenz, welche in der kapitalistischen Gesellschaft den schonungslosen, waffenstillstandslosen Krieg Aller gegen Alle entfesseln und unterhalten.

„La Nouvelle Héloïse“, ein allgemein nachgeahmtes Muster, wimmelt von moralischen Abhandlungen, politischen Traktaten, religiösen, literarischen und anderen Kontroversen. Durch das kräftig pulsirende, leidenschaftliche politische Leben, das Jahre hindurch die Gemüther und Geister so gut wie ausschließlich gefangen genommen hatte, war man an langathmige Auseinandersetzungen gewöhnt worden. Sie allein reichten nicht hin, um einen Roman von den Dingen anderer zu unterscheiden, die jeden Monat erschienen, und ihm eine allgemeine Popularität zu sichern. So erschien einige Jahre vor „René“: „Les rêveries sur la nature primitive de l'homme“ von Senancour („Träumereien über die ursprüngliche Natur des Menschen“). Obgleich das Werk von Melancholie überflutet und mit metaphysischen Salbadereien überladen war, blieb es unbeachtet. Sainte-Beuve konstatiert die Thatfache und fügt ihr hinzu: „Renés Welt wurde thatsächlich von dem entdeckt, dem nicht die Ehre zu Theil wurde, ihr seinen Namen zu geben.“ Sainte-Beuve irrt sich. Renés Welt war schon vor Senancour und Chateaubriand entdeckt worden, aber dem Letzteren fiel die Ehre zu, ihr das Gepräge seiner Individualität aufzudrücken. Er verstand es, sich der Sprache, der Bilder, der Leidenschaften seiner Zeit sich zu bedienen, die sentimentale und ideale Welt zu verkörpern, welche in Hirn und Herz seiner Zeitgenossen lebte.

Senancour, der gegen 76 Jahre alt wurde, lebte traurig und einsam; er war zartfühlender, krankhaft empfindsamer und distanter Charakters; voll tiefer Melancholie klagte er sein Leid in die Welt hinaus. Das Jahrhundert war dagegen jung, schäumte von Kraftgefühl über, es wollte leben, genießen, Raum und Zeit überwinden. Der im ständig eingeschlossenen Versteck gleich stieß es sich die Brust an den Hindernissen blutig, die seine Bewegungen hemmten. Heftige Krüfen erschütterten es aufs Tiefste. Es gähnte und reckte sich, stellte sich auf die Fußspitzen und streckte die muskulösen Glieder. Sein zeitweiliges Unbehagen war nur eine Folge von Uebermüdung oder von unbethätigter Lebenskraft. Die Menschen liebten die Thaten und suchten die Bewegung. Diejenigen, welche durch den Gedanken wirkten, waren thatkräftige Naturen, wie Julien Sorel, der Verfasser von „Rouge-et-Noire“, und nicht Schwächlinge und Weltkummerzler, wie Obermann Amaury, der Verfasser von „Volupté“, und Didier, der Verfasser von „Marion de Lorme“. Senancour ist innerlich viel weniger mit seinen Zeitgenossen, als mit der Generation von 1830 verwandt, deren Lebenskraft abgenommen hatte. Außerdem lebte er in der Schweiz, in einem sozialen Milieu, das weniger leidenschaftlich erregt war, als das zeitgenössische Frankreich und England. Chateaubriand ist der typische literarische Vertreter der Generation, die zu Anfang dieses Jahrhunderts dreißig Jahre zählte. Er lebte unthätig, die Langeweile verzehrte ihn, die Leidenschaft schüttelte ihn wie ein Fieber und er dürstete nach Abwechslung. Er verabscheute die Einsamkeit, wie Madame de Staël, Rivarol, Fontanes und alle seine Zeitgenossen sie verabscheuten. Aber während er sich in der Wirklichkeit angelegen sein ließ, die Einsamkeit zu stehen und sich in den tosenden Strom der gewöhnlichen Sterblichen zu stürzen, sang er in den falschesten Tönen von seiner erlogenen schwärmerischen Liebe zur Einsamkeit. Auch das ist typisch. Als man Madame Staël, einer begeisterten Sängerin der Einsamkeit, die Schönheiten des Genfer Sees pries, rief sie befaunlich aus: „Oh, wie schön ist der Minnefluß der Rue du Bac.“ Die Unwahrheit des Gefühls und die Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks sind charakteristische Merkmale der Romantik gewesen, von ihrem Ursprung an, der auf Rousseau zurückreicht, bis in unsere Zeit. Die Literatur der Bourgeoisie mußte verlogen sein wie ihre Annoncen, ihre Reklamen, ihre Prospekte, sie mußte gefälscht sein wie ihre Waaren.

Die eintönigen und krankhaften Klagen Senancours sind wahr, sind empfunden; Menés Gefühle sind künstlich gewaltsam aufgebauscht und derart auf die Spitze getrieben, daß sie lächerlich wirken. Aber gerade das Uebertriebene der Gefühle und das Unwahre des Tones gefielen in seiner Zeit. Die Menschen jener Tage regten sich auf, spannten ihre Kräfte auf das Aeußerste an, um sich eine Stellung zu erobern, um über die Welt des Greifbaren sich hinauszuschwingen und die Gluth und Leidenschaft, die Liebe zum Wechsel und zur That zu erschöpfen, die in ihrem Hirn lohten. Das eintönige Alltagsleben widerte sie an. „Was!“ so riefen sie aus, „wir sollten Tuch abmessen, Briefe abschreiben und wegen einer lumpigen Kleinigkeit Prozesse führen, wenn man nur in Getreide, Zucker, Kerzen oder sonst einer Waare zu spekuliren braucht, um als Millionär aufzuwachen. Was! Wir sollten in einem Laden hocken, bei Ausübung eines Handwerks verdummern, wenn die Bettler von gestern, die Feder kennt, die Feder mit dem Finger zeigen kann, heute in Equipagen fahren, prächtige Paläste bewohnen, von Gold strohend und mit Juwelen bedeckt, sich spreizen und sich in den Ministerien breit machen. Haben nicht auch wir ein Anrecht auf die Millionen und die Genüsse der Marquis, der Herzöge, aller der Junker von gestern, welche wir vor die Thür geworfen haben? Das gleiche Recht auf Stellung und Vermögen, das ist die glorreichste Errungenschaft der Revolution!“ Vermögen langsam, durch die Arbeit zu erringen, das war altmodisch, das entsprach der alten Moral, der alten Routine. Die Revolution hatte doch die Bourgeois nicht befreit, um sie in das Joch der Arbeit zu zwingen. Sie begehrten Reichthum, der ihnen plötzlich, mühelos zufließt, den ihnen ein glücklicher Wurf im Spiel, eine gelungene Spekulation brachte. Sie spielten und spekulirten mit Leidenschaft. Heftige Begierden, welche durch den Anblick des Erfolgs zum Weißglimmen erhitzt, durch das Gebot der Wirklichkeit abgekühlt wurden, quälten damals auch die unbedeutendsten Köpfe der Bourgeois, deren Klasse durch die Revolution plötzlich emanzipirt worden war. Um ihre hochgradig erregten, unstillbaren Begierden einzuschlälern, berauschten sie sich an einem Ideal wie mit Opium. Sie schifften in das Land der Träume, in die Welt der Utopie, in die Welt der Poesie.

Das Versgeklänge des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Poesie erstarren und verknöchern lassen, sie unfähig gemacht, den neuen Gefühlen der sozialen Psyche Ausdruck zu verleihen. Die Revolution bewirkte eine Erneuerung der Sprache, die auf der Tribüne gesprochen, in Zeitungen und Romanen geschrieben wurde. Worte, Redewendungen, Satzbildungen, Bilder, Vergleiche, die aus allen Theilen Frankreichs und von allen Schichten der Nation stammten, hielten ihren Einzug in die sorgsam gedrechselte, abgeschliffene, leichte und elegante Sprache der aristokratischen Salons, in die Sprache Montesquiens und Voltaires, und revolutionisirten sie. Die Prosa nahm dichterischen Schwung an, weil die Poesie in die Beste und steifste Prosa verfallen war. Chateaubriand bemächtigte sich der von der Revolution geschmiedeten Sprache und handhabte sie als genialer Virtuose. Erst nachdem die Sprache der Romantiker in der Prosa ihre rhetorische Ueberlegenheit erwiesen und die Elemente einer Sprache der Poesie herausgearbeitet hatte, konnte Viktor Hugo seinerseits die Romantik auf dem Gebiete der Poesie zum Siege führen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten. N., London. Soviel wir wissen, müssen wir alle Ihre Anfragen mit Nein beantworten.